

6 Wahrnehmung des Heimat- und Ziellandes: Vom ersten Eindruck zu gelebter Realität

Im Detail unterscheiden sie sich sehr, aber unterm Strich eher nicht (Alena 29/DE).

Der Fokus dieses Kapitels liegt auf der Wahrnehmung und daraus erfolgenden Narrativen, welche die Teilnehmenden entwickelt haben. Die Wahrnehmung des Heimat- und des Ziellandes ist eng verbunden mit den Migrations- und Bleibegründen von Migrant*innen. Ein positives Bild des Ziellandes gepaart mit einer negativen Sicht des Heimatlandes steht oft am Anfang eines Migrationsprozesses. Bestätigt sich die positive Wahrnehmung des Ziellandes, stellt dies einen wichtigen Bleibegrund dar. Wandelt sich die Wahrnehmung hingegen ins Negative, so mehren sich auch die Gedanken an eine Remigration. Dieser Befund ist allerdings eine sehr verkürzte Darstellung: Nicht jeder Aspekt der Wahrnehmung eines Landes geht direkt in eine Migrationsentscheidung ein; die Wahrnehmung des Selbst und des Umfelds wandelt sich im Laufe der Jahre und Jahrzehnte; die persönlichen Erfahrungen mischen sich mit Elementen des gesellschaftlichen Diskurses im jeweiligen Land; überdies ergeben sich daraus teils konträre politische Positionierungen. Im Zentrum steht daher nicht die Frage, ob die geschilderten Wahrnehmungen zutreffend sind, sondern wie die Teilnehmenden ihre Lebenswelt deuten und Sinn daraus schöpfen. Zugleich gilt es, diese Narrative im Kontext gesellschaftlicher Diskurse zu betrachten und kritisch einzuordnen.

Die Wahrnehmung des Heimat- und Ziellandes beinhaltet diverse Aspekte des Lebens, von beruflichen, privaten, sozialen und kulturellen Facetten. In diesem Kapitel widme ich mich erst der Wahrnehmung des »anderen« Landes vor der Migration und der Frage, inwieweit diese Wahrnehmung im Entscheidungsprozess von Bedeutung war. Darauf folgend beschäftige ich mich mit den Aussagen über kulturelle und gesellschaftliche Differenzen, die in den Interviews häufig angesprochen wurden. Im Unterkapitel zu subjektiven Vor- und Nachteilen der beiden Länder kommt zusätzlich eine Bewertung sozioökonomischer Aspekte ins Spiel – konkret: wie die sozialen Sicherungssysteme beurteilt werden. Auch die Sprache, als symbolisch und emotional stark aufgeladenes Differenzierungsmerkmal, erfordert es eine eingehende Kontextualisierung. In einem

weiteren Teil widme ich mich gezielt der Wahrnehmung von gesellschaftlichem Wandel, schließlich auch der sich wandelnden Wahrnehmung der eigenen Person.

Meine Fragen zur Wahrnehmung waren allgemein gehalten und gaben keinen bestimmten thematischen Fokus vor. Im Interview gestalteten sich die Fragen u.a. folgendermaßen:

- Welches Bild des Ziellandes hattest du vor der Migration?
- Wie unterschied sich dieses Bild von der vorgefundenen Realität?
- Gab es Dinge, die dich im Zielland überrascht haben?
- Wie hat sich das Zielland bzw. das Heimatland seit der Migration verändert?

Trotz der Offenheit der Fragen wiederholten sich bestimmte Aussagen. Dies zeigt, dass viele Teilnehmende ähnliche Ideen besitzen und Erfahrungen gemacht haben. Viele Aspekte der Wahrnehmung sind spezifisch für Auslandsdeutsche und Auslandschweizer*innen. Zusammen formen diese ein Bild von Deutschland und der Schweiz, welches spezifisch für diesen Kontext und die Menschen ist. Im Laufe des Kapitels wird aber auch deutlich werden, dass die Gegenüberstellung von Auslandsdeutschen und Auslandschweizer*innen allein unzureichend ist. Sowohl bei der Fremd- als auch bei der Selbstwahrnehmung zeigen sich Unterschiede zwischen Schweizer*innen und Deutschen im jeweiligen Heimatland und Schweizer*innen und Deutschen im Nachbarland. Während die Selbstwahrnehmung der deutschen und Schweizer Bevölkerung im Kontext dieser Studie von geringerer Relevanz ist, beeinflusst ihre Wahrnehmung der zugewanderten Gruppe maßgeblich deren Erfahrungen. Entsprechend gilt es sechs Perspektiven zu beachten: Selbstwahrnehmung von Deutschen in der Schweiz und Schweizer*innen in Deutschland; Fremdwahrnehmung von Deutschen in der Schweiz und Schweizer*innen in Deutschland, sowie die Fremdwahrnehmung von deutschen und Schweizer Migrant*innen durch die Bevölkerung.

In den Interviews wurden oftmals Differenzen erwähnt: Differenzen zwischen der Vorstellung und der vorgefundenen Realität, Differenzen zwischen Deutschland und der Schweiz, früher und heute, Stadt und Land etc. Die Erklärungsmuster folgten oftmals einer Dichotomie, bei welcher zwei Vergleichspunkte scheinbar absolut gegenübergestellt wurden. Inwieweit diese Kontrastierung entlang nationaler Kategorien (die Schweiz einerseits, Deutschland andererseits) durch die Interviewsituation und die Forschungsfragen impliziert wurden, wird gegen Ende des Kapitels thematisiert – bereits hier ist es angebracht, diese Problematik des methodologischen Nationalismus (Glick Schiller 2010, 2014) anzusprechen. Amelina (2013: 43–44) kritisiert die vielen Migrationsforschungen inhärente Dichotomie und plädiert für eine Auflösung dieser Denkweise. Die Dichotomie läge oftmals in methodologischem Nationalismus begründet, welcher ein »Entweder-oder« fördere anstatt eines »Sowohl-als-auch«-Denkmusters. Statt nur das Lokale oder das Globale, das Nationale oder das Transnationale zu untersuchen, müsste Platz gemacht werden »für die gleichzeitige Relevanz unterschiedlicher sozialräumlicher Ebenen« (ebd.: 44). Dieser Forderung habe ich im Rahmen meiner Forschung Rechnung getragen, indem ich auf lokale, regionale, nationale, transnationale sowie globale Perspektiven eingegangen bin. In den persönlichen Narrativen finden diese Perspektiven vermehrt Beachtung. Nicht zuletzt wurden im Interviewprozess vielfach

auch Gemeinsamkeiten angesprochen. So betonten Teilnehmende schweizerische und deutsche Ähnlichkeiten im Vergleich zu anderen Ländern und Kulturen. Überdies beschränkten sich die in den Interviews hervorgehobenen Unterschiede auf spezifische (also nicht sämtliche) sozioökonomischen und kulturellen Aspekte.

6.1 Sicht auf das Zielland vor der Migration

Ich war gerade mal 20 Jahre alt, ich hatte kein Bild von der Schweiz. Ich bin im Osten großgeworden, da ist uns nicht viel über die Schweiz vermittelt worden und nach der Wende hat man nicht viel geredet über die Schweiz (Eric, 41/DE).

Das Bild des Ziellandes vor der Migration basiert meist zu einem großen Teil auf dem Konsum diverser Medien im Heimatland, Begegnungen mit Menschen aus dem Zielland oder Urlaubserfahrungen. Hinzu kommen konkrete Erfahrungen in Grenznähe, bei Schweizer Teilnehmenden z.B. günstige Einkaufsmöglichkeiten oder einen Besuch im Freizeitpark »Europa-Park« in Rust. Heute können Migrant*innen zudem von einer Vielzahl an Erlebnisberichten früherer Migrant*innen profitieren, die früheren Migrant*innen noch nicht zur Verfügung standen. Grundsätzlich ist klar, dass das Bild des Ziellandes vor der Migration teilweise irrtümlich und selten vollumfassend ist (Lee 1966: 51–52).

Die Sicht auf das Nachbarland vor der Migration trägt wesentlich zur Migrationsentscheidung bei. Es ist diese Wahrnehmung, welche zu einer Migration führen kann: »[W]e must note that it is not so much the actual factors at origin and destination as the perception of these factors which results in migration« (Lee 1966: 52). Als absolutes Minimum wurde das Zielland als lebenswert genug gewertet, dass man sich zeitweilig vorstellen konnte, dort zu wohnen. Die Wahrnehmung vor der Migration ist konsequenterweise in den meisten Fällen positiv, jedoch variiert das Wissen von einzelnen Teilnehmenden zwischen faktischem Wissen und vagen Vorstellungen sehr. Hinzu kommen Teilnehmende, die sich nur auf bestimmten Themengebieten oder in bestimmten Regionen auskennen. Folglich finden sich bei den Teilnehmenden unterschiedliche Bilder des Ziellandes wieder, welche ihre eigenen Erfahrungen widerspiegeln.

6.1.1 Ignoranz und eingebildestes Wissen über das Nachbarland

Deswegen war für mich auch erstmal der Gedanke: naja Schweiz, wird ja nicht groß anders sein als Deutschland, weil ist ja direkt nebenan (Lilli, 31/DE).

Die Schweiz als 17. (oder nach Mallorca als 18.) Bundesland und Deutschland als großer Kanton: In beiden Ländern gibt es entsprechende Aussagen, welche die Nähe und die Ähnlichkeit der beiden Länder annehmen. Tieferliegende gesellschaftliche, kulturelle oder systemische Unterschiede gibt es in diesem Modell nicht. Entsprechend scheint ein Umzug ins Nachbarland nicht anders als ein Umzug innerhalb des Landes. Diese Ansicht traf einige Teilnehmende auch aus ihrem Umfeld, wenn sie über ihre bevorstehende Migration sprachen. Insbesondere der Begriff »Auswandern« stieß auf Widerstand. Auch wenn formal gesehen eindeutig eine Emigration stattfindet, trägt der Sprachge-

brauch diesem Fakt nicht Rechnung. Zum Teil waren Teilnehmende selbst der Meinung, der Begriff sei zu hoch gegriffen, andererseits gab es Reaktionen von Verwandten und Bekannten, dass es sich eher um einen Umzug als eine Auswanderung handele. Letztlich handelt es sich bei der Diskussion um eine Distinktion zwischen Mobilität und Migration, welche auch in der Ethnologie diskutiert wird (Piccoli et al. 2024).

Während sich insbesondere in Grenzregionen die kognitiven Differenzierungen zwischen beiden Ländern in mancher Hinsicht auflösen, war das Verständnis als Auswanderung oder Umzug bei den Teilnehmenden meiner Studie unabhängig von der tatsächlichen Entfernung zwischen Herkunfts- und Zielort. Dies kann eng mit der Erfahrung des Grenzübertritts zusammenhängen. Althaus (2017) stellt fest, dass der Grenzübertritt von Süddeutschland in die Schweiz vor dem Ersten Weltkrieg in Migrationsberichten kaum erwähnt wurde, da die Region als ein großer Wirtschaftsraum gesehen wurde. Es wurde kaum zwischen interner Migration und Migration in die Schweiz unterschieden. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde diese Regionalität aufgelöst, da der Grenzübertritt für ausländische Arbeitskräfte u.a. mit einer Gesundheitskontrolle verbunden war. Entsprechend einschneidend waren die Erfahrungen deutscher Migrant*innen zu dieser Zeit (Althaus 2017: 245–248). Zusätzlich zu mehreren Schritten, welche die Migration erleichterten, wurden durch das Schengener Abkommen 1985 die Hürden beim Grenzübertritt zwischen der Schweiz und Deutschland wieder verringert. Die Migration zwischen der Schweiz und Deutschland ist spätestens seit Einführung des Freizügigkeitsabkommens im Jahr 2002 wieder ein nahezu hürdenloser Übergang, was sich auch in den Narrativen der Interviewpartner*innen niederschlägt. Die Sicht auf das Zielland als fremdes Land oder als Erweiterung des Eigenen hat Konsequenzen für die Wahrnehmung desselben: Wer davon ausgeht, das Zielland unterscheide sich kaum vom Heimatland, nimmt an, bereits genug zu wissen und sieht keine Notwendigkeit, sich näher zu informieren.

Hinzu kommen individuelle Vorlieben, denn während sich manche Teilnehmende durchaus mit dem Zielland auseinandersetzten und dadurch ihr Wissen erweiterten, hatten andere kaum Vorstellungen oder Erwartungen. In diesem Sinne äußerten sich einige der Personen, die ich bereits vorgestellt habe: »Deutschland war kein Land, was mich – das hat nicht existiert, weder schlecht noch gut. Es hat mich schlichtweg nicht interessiert« (Ruth, 64/CH). Die Größe und weltpolitische Relevanz Deutschlands führt jedoch zu häufigeren Medienberichten, wodurch Schweizer*innen eher über Deutschland informiert sind, als andersherum: »Man wusste, was in Deutschland passiert. Ich glaube, es gibt keinen Schweizer der sagen kann, mir ist Wurst, was in Deutschland passiert. Es ist dermaßen nah dran, die Schweiz ist in allem ein Stückweit abhängig davon, was hier passiert« (Annemarie, 37/CH). Dies steht im Gegensatz zu Erics Beobachtung, dass die Schweiz in Deutschland »[...] nicht in den Nachrichten« (Eric, 41/DE), und folglich wenig Wissen über die Schweiz präsent war. Trotzdem bleibt dieses Wissen oberflächlich und hilft kaum bei der konkreten Migration. »Wenn du in der Schweiz bist, kriegst du von Deutschland nichts mit, außer was man in den Nachrichten und den deutschen Sendern sieht, aber von der Mentalität kriegt man nichts mit« (Jonas, 53/CH).

Grenznah lebende Teilnehmende verfügten hingegen häufiger über direkte Alltagserfahrungen im Nachbarland. Lilli etwa wuchs in einer deutschen Grenzstadt zur Schweiz auf, sodass die Schweiz seit ihrer Kindheit selbstverständlich präsent war. Sie konnte ihr gesamtes Leben lang ohne Einschränkungen zu Fuß über die Grenze gehen – die Schweiz lag buchstäblich »nebenan«. Entsprechend weitete sie nach dem Studium

ihren Suchradius für potenzielle Arbeitsorte auch auf Schweizer – und teilweise österreichische – Städte aus. Den regionalen Ostschweizer Dialekt verstand sie von Beginn an mühelos. Was ihr jedoch erst im Zuge ihrer tatsächlichen Migration bewusst wurde, waren systemische Besonderheiten, die ihr als Besucherin nie aufgefallen waren.

Neben Wissenslücken fanden sich auch unrealistische Vorstellungen der Zielländer; deutsche Teilnehmende hatten teilweise eine überhöht positive Vorstellung des Nachbarlandes, Schweizer Teilnehmende negative Vorurteile. Das Extrem des positiven Bildes ist die Schweiz als »Heidiland«, basierend auf Johanna Spyris Buch *Heidi* von 1881, welches etliche Male adaptiert wurde und bis heute das Bild der Schweiz im Ausland prägt. Damit einher geht eine Vorstellung der Schweiz als harmonisches Land, sowohl gesellschaftlich als auch landschaftlich. Solche romantisierten Projektionen sind nicht neu: Schon zwischen 1920 und 1965 dominierten unter jungen Arbeitsmigrantinnen Bilder der Schweiz als Schlaraffenland, Traumland oder Paradies (Althaus 2017: 219–220).

Obwohl Teilnehmende, die erst nach Inkrafttreten des Freizügigkeitsabkommens migrierten, Zugang zu weitaus realistischeren Informationen hatten, waren sie dennoch nicht frei von solchen Stereotypen. Besonders ausgeprägt waren sie bei Personen ohne frühere Migrationserfahrung, welche sich wenig auf die Schweiz vorbereitet hatten. Tim beschreibt sowohl seine ursprüngliche Wahrnehmung als auch die Realität, mit welcher er dann konfrontiert wurde: »*Eigentlich habe ich immer so gedacht [es sieht aus] wie im Heidiland, wie so Graubünden aussieht. Aber ich bin dann ja nach Biel gekommen und da sieht dann ja alles immer doch anders aus*« (Tim, 37/DE).

Neben landschaftlichen Idealisierungen spielten auch ökonomische Vorstellungen eine Rolle. Der verbreitete Glaube, die Schweiz sei durchgängig wohlhabend und perfekt organisiert, führte bei Tim zu weiterer Ernüchterung: »*Die Schweizer haben viel Geld, da muss alles Bombe sein oder da sieht alles schick aus. Und wo ich dann hergekommen bin nach Biel, dachte ich dann ja, die Häuser hier wurden ja 80 Jahre lang nicht renoviert, so sieht's hier noch aus*« (ebd.). Solche Diskrepanzen zwischen Erwartung und Erfahrung machten deutlich, wie stark nationale Imaginationen die Wahrnehmung prägen.

Bei den Schweizer Teilnehmenden prägten Erfahrungen in der Heimat ebenfalls das Bild des Nachbarlandes. Einige Teilnehmende trafen beispielweise Deutsche, welche ihr Deutschlandbild positiv prägten, bei vielen bestätigten sich jedoch die eher negativen Vorurteile gegenüber Deutschland und den Deutschen. »*Wenn du die deutschen Touristen in der Schweiz kennenlernst, dann hat man das Gefühl, dass diese typischen Klischees bestätigt werden. Hier bin ich und ich bekomme*« (Jonas, 53/CH). Ein derart vorurteilsbehaftetes Bild von Deutschland erschwerte den Schritt ins Nachbarland für Schweizer*innen. Da in meinem Sample nur bereits migrierte Personen abgebildet werden, ist es schwierig abzuschätzen, wie groß dieser Einfluss ist.

Nina erinnert sich jedoch daran, dass ihr die Entscheidung für Deutschland nicht leicht fiel: »*Ich habe mich am Anfang sehr schwer damit getan, nach Deutschland zu gehen. Ich hatte viele Vorurteile*« (Nina, 39/CH). Sie migrierte aufgrund der Arbeit ihres Mannes nach

1 Es muss erwähnt werden, dass Biel auch innerhalb der Schweiz einen eher schlechten Ruf besitzt. Biel fällt in den Medien meist durch negative Schlagzeilen auf, wie z.B. als die Stadt mit den meisten Sozialhilfebeziehenden (Berner Zeitung 2012). Dazu kommt ein Stadtbild, welches geprägt ist vom Bauhausstil und entsprechend altmodisch wirkt. Dazu passt auch Tims Aussage.

Berlin; beide arbeiteten im wissenschaftlichen Betrieb. Zwar hatte das Paar bereits Auslandserfahrung innerhalb Europas gesammelt, jedoch kaum persönliche Berührungspunkte mit Deutschland oder Deutschen. Entsprechend stützte Nina ihr Bild vor allem auf Medienberichte und Hörensagen. Erst nach ihrem Umzug nach Berlin – rund acht Jahre vor unserem Interview – begann sich ihre Haltung gegenüber Deutschland zu verändern.

6.1.2 Lokales und themenspezifisches Wissen im Vorfeld des Umzugs

Ich kannte es ziemlich gut als Urlaubsland, hauptsächlich halt über Wintersport. Ich war früher viel hier. Da war tatsächlich so das Land, also die Berge als Bild im Kopf (Moritz, 30/DE).

Im vorherigen Abschnitt kamen Teilnehmende zu Wort, welche wenig oder inexaktes Wissen über das Nachbarland hatten. Andere Teilnehmende beschäftigten sich jedoch vor der Migration eingehender mit dem Zielland und konnten sich so ein der Realität näheres Bild zusammenstellen. Während Urlaube nicht immer ein differenziertes Bild des Ziellandes bringen, helfen wiederholte Besuche, Stereotype und Vorurteile abzubauen. Andere Aspekte des Lebens, insbesondere die Arbeitswelt, bleiben vor der Migration jedoch weiterhin unbeachtet.

Insbesondere Teilnehmende, welche eine Beziehung mit einer Person im Zielland führten oder dort einen Herzensort fanden, besuchten das Zielland vor der Migration wiederholt. Durch diese Besuche konnten sie sich einen Eindruck von den Menschen und dem Leben im Zielland verschaffen, wenngleich dieser Eindruck möglicherweise aufgrund der Liebesbeziehung einer gewissen Romantisierung unterlag. Sophie pflegte drei Jahre lang eine Fernbeziehung zu ihrem Partner in der Schweiz. Durch mehrere Besuche in Zürich lernte Sophie den Wohnort ihres Partners besser kennen: »*Er hat dann angefangen mir hier die schönen Dinge zu zeigen, auch eben Verdienst, Lebensqualität, die Nähe zum See, dass man überall mal eben reinspringen kann*« (Sophie, 31/DE). Sowohl Beziehungen wie auch ein Herzensort dazu, dass meist nur ein Ort oder eine Region im Zielland besucht wurde. Entsprechend handelt es sich um lokal beschränktes Wissen, welches nicht unmittelbar auf den Rest des Landes ausweitbar ist.

Es gilt dementsprechend bei der Wahrnehmung zu trennen zwischen dem Staat und einer Stadt oder Region. Adrian hatte Deutschland gegenüber eine ähnliche Haltung wie viele Schweizer*innen, bei denen das Land im Geiste nicht existierte: »*Deutschland war einfach nicht attraktiv, das war keine attraktive Gegend für irgendwas, was mich freuen oder weiterbringen könnte*« (Adrian, 60/CH). Adrian entschied sich jedoch für einen Umzug nach Berlin, weil die Stadt als kreativer Ort für ihn als angehender Schriftsteller ein gutes Pflaster darstellte. Hier zeigen sich zwei unterschiedliche Ebenen der Wahrnehmung: Deutschland als abstraktes Gebilde einerseits und andererseits eine spezifische Lokalität, die durch konkrete Vorstellungen und Erfahrungen existiert. Auch bei Annemarie findet man diese Trennung in Bezug auf Hamburg: »*Hamburg ist halt in Deutschland, aber ja, Deutschland hat mich nicht davon abgehalten nach Hamburg zu gehen, aber Deutschland ist auch nicht der Grund, wieso ich hierhergekommen bin, es ist wirklich die Stadt*« (Annemarie, 37/

CH). Dies bestätigt die Notwendigkeit eines lokalen und regionalen Fokus neben dem nationalen.

Der regionale und lokale Fokus führt zu unterschiedlichen Assoziationen mit dem jeweiligen Land. Entsprechend dem Bild der Schweiz als »Heidiland« mit Kühen und Bergen haben einige Teilnehmende das Land über Jahre hinweg hauptsächlich als Urlaubsort kennengelernt. Zwar gehen damit viele Stereotype einher, doch die Schweiz ist faktisch ein Land mit vielen Bergen – und diese Eigenschaften bleiben auch für das spätere Leben im Zielland relevant. **Moritz** etwa erwähnt seine langjährige Erfahrung mit der Schweiz als Urlaubsort. Die Berge haben für ihn auch nach der Migration ihre Bedeutung behalten: Sein Arbeitsort liegt in den Voralpen und von seinem Wohnort Bern aus genießt er einen weiten Blick auf die Alpen. Der diplomierte Entwicklungsingenieur beschäftigt sich sowohl beruflich als auch privat mit dem Gleitschirmfliegen. Hier zeigt sich, wie bestimmte Landschaftsmerkmale aus der touristischen Wahrnehmung zum integralen Bestandteil der Alltagspraxis werden können.

Diese Orientierung an spezifischen regionalen Charakteristika lässt sich auch bei der Wahrnehmung verschiedener deutscher Regionen beobachten. Teilnehmende in Schleswig-Holstein betonten eher den Reiz der Natur, während Teilnehmende in Berlin und Hamburg über Offenheit und Diversität sprachen. Dies wurde teilweise bei den Migrationsgründen sichtbar, wurde aber auch im Kontext der Lebensgestaltung (Kapitel 7) erneut aufgegriffen – worauf ich im entsprechenden Kapitel näher eingehen werde. In manchen Fällen gestaltet sich die Wahrnehmung dem Beruf entsprechend sehr spezifisch. Remo, welcher eine Ausbildung zum Forstwart absolviert hatte, beschäftigte sich im Rahmen seiner Arbeit oft mit Deutschland. Entsprechend gefärbt war seine Wahrnehmung: »*Ich habe Deutschland vor allem mit Wäldern [...] verbunden*« (Remo, 27/CH). Für Eric als Koch war das Bild der reichen Schweiz relevant, in der Geld vorhanden ist für den Genuss guter Gastronomie.

Bei deutschen Teilnehmenden sind strukturelle Aspekte auf nationaler Ebene, beispielsweise sozioökonomische Faktoren, gewichtiger, da ein größerer Anteil aus beruflichen Gründen migriert ist. Dabei wird auch der Einfluss der Migrationsgründe auf die Wahrnehmung des Ziellandes deutlich: Gute berufliche Möglichkeiten und ein hoher Verdienst zeichnen die Schweiz in der Wahrnehmung vieler deutscher Interviewpartner*innen aus.

6.2 Erste Erfahrungen im Zielland: Es kommt anders als erwartet

Manchmal sind wir uns nicht einmal so recht darüber im Klaren, wie andere uns wahrnehmen und wie sehr ihre Wahrnehmung von unserer Selbstwahrnehmung abweicht (Sen 2020: 22).

Wie erwähnt herrscht in der Schweiz ein reger öffentlicher Diskurs um deutsche Eingewanderte, welcher in verschiedenen Medien präsent ist. Über Schweizer Migrant*innen in Deutschland gibt es keinen derartigen Diskurs und trotzdem existieren bestimmte Ideen und Bilder, mit denen die Teilnehmenden konfrontiert werden. In diesem Abschnitt werden Reaktionen thematisiert, welche die Teilnehmenden nach der Ankunft im

Zielland erlebt haben, welche sich meist nicht auf die eigene Person beziehen, sondern auf eine stereotype und imaginierte deutsche oder schweizerische Person. Diese Reaktionen zeigen sich meist in einer sehr oberflächlichen Auseinandersetzung von Fremden mit den Teilnehmenden. Im Angesicht des Fremden werden oft Werte und moralische Dimensionen explizit sichtbar, welche sonst meist unreflektiert bleiben (Zigon 2007). Für Teilnehmende sind es daher oft die ersten Begegnungen im neuen Alltag, beispielweise mit Dienstleistenden, bei denen sie mit derartigen Bewertungen in Kontakt kommen. Im ersten Schritt gehe ich auf die stereotype Darstellung von Deutschen und Schweizer*innen ein, bevor ich mich spezifischen Reaktionen gegenüber deutschen und Schweizer Migrant*innen widme, welche die Teilnehmenden meiner Studie wahrgenommen haben.

6.2.1 Der »typische« Deutsche und die »typische« Schweizerin

Ich weiß auch gar nicht, was jetzt einen Deutschen wirklich definiert. Genauso wenig wie was jetzt einen Franzosen definiert. Ja klar, wir kennen alle die Schubladen, aber wenn man sich die einzelnen Menschen jeweils anschaut. Ich habe so viele Nationalitäten in meinem Leben kennengelernt, die sind dann doch plötzlich alle ganz anders als das, was man schubladisiert (Paul, 53/DE).

Trotz des Wissens, dass man nicht alle Menschen einer Nationalität mit der gleichen Beschreibung abdecken kann, bleiben positive und negative Stereotype ein weit verbreitetes Denk- und Erklärungsmuster (Hahn/Hahn 2002: 22–23, Olschowsky 2002: 415). Teilnehmende wurden im Alltag, von Fremden wie auch von Bekannten und dem engeren Umfeld, des Öfteren mit einem stereotypen Bild des Deutschen oder der Schweizerin verglichen. Dies ist ein Verhaltensmuster, oftmals als Teil der Identitätsbildung und Abgrenzung, welches man auch bei anderen Gruppen und Nationalitäten beobachten kann. Folgende Charakterisierungen sollen nicht als Pauschalaussage alle Deutschen und Schweizer*innen beschreiben. Es ist im Rahmen dieser Arbeit jedoch wichtig den »typischen Deutschen« und die »typische Schweizer*in« zu charakterisieren, da beide als Narrativ und Erklärungsmuster Anwendung finden.

Ein Konsens ist relativ schnell gefunden; es gibt bestimmte Charakteristika, welche den »typischen Deutschen« und die »typische Schweizerin« ausmachen². Grundsätzlich wirkt das Bild des Deutschen in der Schweiz eher negativ, während »die« Schweizerin oder »der« Schweizer in Deutschland positiv gesehen wird. Viele positive Stereotype bezüglich der Deutschen finden in der Schweiz selten Anwendung, wie z.B. die Pünktlichkeit, die ausgeprägte Arbeitsethik und der Fleiß sowie die Sorgfalt und Detailgenauigkeit³.

-
- 2 Die Wahrnehmung von Deutschen außerhalb der Schweiz wird u.a. bei Trautmann (1991) beschrieben. Morkowska (1997) zeigt den historischen Wandel des ursprünglich negativen Schweiz-Bildes in Europa vom Beginn der alten Eidgenossenschaft bis zur französischen Revolution und verfolgt die Entstehung heutiger positiver Stereotype.
 - 3 Da auch Schweizer*innen sich stark mit diesen Werten identifizieren, werden sie, insbesondere im Kontext eines Abgrenzungsdiskurses, nicht als typisch Deutsch benannt.

Beim Gedanken an den typischen Deutschen könnte man an Bilder vom Oktoberfest oder vom Strandurlaub denken. Das physische Bild vom deutschen Touristen in Sandalen und Socken ist für die von mir interviewten Personen zwar kaum relevant, wohl aber das Auftreten und die Persönlichkeit: »Der Deutsche hat seine Ferien: [...] Italien, Liegestühle, Plätze belegen morgens um sieben, dass sie am Strand liegen können, oder am Swimmingpool, oder wo auch immer, oder im Restaurant, zack zack, hier bin ich jetzt und hier bleibe ich. Das macht der Schweizer nicht« (Frederike, 68/DE). Am häufigsten haben deutsche Teilnehmende eine Charakterisierung als arrogant, laut, unhöflich und direkt erlebt. Diese stereotypischen Eigenschaften werden in der Schweiz häufig in Medienberichten reproduziert. So werden in der Dokumentation »Die Deutschen kommen – und wie lieb wir sie haben« des Schweizer Fernsehens (2007) Erfahrungsberichte deutscher Migrant*innen mit Straßeninterviews zur Meinung über Deutsche unterlegt; die Aussagen der Befragten greifen mehrheitlich auf die genannten Stereotype zurück.

Bruno Reihl, selbst in Deutschland geboren und aufgewachsen, fasst in seinem Buch mehrere Ratschläge für Deutsche zusammen, wovon einige direkt auf deutsche Stereotypen verweisen. Er legt dem Deutschen nahe, langsam zu sprechen und Wörter einzeln zu betonen: »Jemand, der schneller spricht, als er denken kann, kann nicht seriös sein; er gilt als Schwätzer, eben als Schnellschwätzer« (Reihl 2009: 10). Der Deutsche sollte vermeiden die Schweiz ständig mit Deutschland zu vergleichen, um nicht »oberlehrerhaft und besserwisserisch« (ebd.: 186) zu wirken. Gleichzeitig entsteht u.a. daraus das Bild des arroganten Deutschen. »In meiner Wahrnehmung ist es diese [besserwisserische] Haltung, die ich nur als arrogant und ignorant umschreiben kann, die verhindert, dass sich das Image Deutschlands und ihrer Bewohner verbessert« (ebd.: 22). Er legt den deutschen Leser*innen zudem nahe sich in Smalltalk zu üben und nicht immer »sofort zur Sache« (ebd.: 95) kommen zu wollen. Hier wird also die deutsche Direktheit angesprochen.

Letztlich werden bei mehreren dieser Aspekte u.a. der Direktheit bzw. dem fehlenden Smalltalk und der höheren Sprachgeschwindigkeit, unterschiedliche Lebensrhythmen (Cwerner 2001: 19–20) sichtbar. In der Interaktion mit anderen Menschen treffen individuelle Zeitrhythmen und kulturelle Strukturen aufeinander und formen eine »interaction time« (Lewis/Weigert 1981: 436–438), im Rahmen derer unterschiedliche Tempi besonders auffallen. Auch innerhalb Deutschlands und der Schweiz herrschen unterschiedliche Rhythmen vor, welche in regionalen Vergleichen auffallen – im Kontrast zur Schweiz wird das deutsche Tempo trotzdem tendenziell als schneller wahrgenommen.

Eine weitere »deutsche« Eigenheit findet man bei Lohstroh und Thiel (2011) sowie Hansen (2010), welche sich mit dem »Jammerland« Deutschland beschäftigt haben. Deutsche sind demnach Weltmeister*innen im Meckern. Abschließend muss man auch noch »den« Preußen und »den« Schwaben erwähnen, welche öfters als Repräsentanz für alle Deutschen ins Feld geführt werden. Auch hier sind die Charakteristika meist negativ geprägt, indem obrigkeitsgläubige, rigide Staatsdiener*innen und Geizkrägen gezeichnet werden.

Wenngleich die Stereotypen über die Deutschen meist negativ gezeichnet werden, gibt es auch positive Interpretationen. Dies betrifft sowohl Schweizer*innen, welche deutsche Eigenschaften beneiden, als auch deutsche Teilnehmende, welche aufgrund typischer Eigenschaften gelobt oder für bestimmte Aufgaben herangezogen wurden.

Ich hatte immer eine Affinität auch für das entschiedene Auftreten, das hat mir immer gefallen. Mir kam das damals so eindeutig vor. Ich habe das Gefühl, in der Schweiz ist immer alles so nuanciert, du sagst nie direkt, wie es ist, und es ist alles immer so ein bisschen indirekt und lieber ein bisschen zurück in der Schweiz. Und das fand ich immer anstrengend. Deutschland fand ich ist so klar (Susann, 49/CH).

Ähnlich war auch die Argumentation bei verschiedenen deutschen Teilnehmenden, welche zum Teil in Meetings konfliktgeladene Themen ansprechen, oder eine klare und direkte E-Mail verfassen sollten⁴.

Geht es um die Schweiz, kommen meist die Begriffe Schokolade, Käse und Berge in den Sinn, entsprechend hängt auch das oberflächlichste Stereotyp mit der Bergwirtschaft oder dem Skiurlaub zusammen. Dazu kommt das Bild von Banken und der reichen Schweiz, was sich auch im Stereotyp wiederfindet: *»Es gibt manchmal Vorurteile, so manche Leute denken, ich sei wahnsinnig reich«* (Ruth, 64/CH). Gerade Teilnehmende, welche bereits in der Schweiz wenig verdient haben und, wie beispielweise Ruth, im Alter aus finanziellen Gründen migriert sind, versuchen dieses Stereotyp zu relativieren.

Dem Stereotyp der erfolgreichen Schweizer*in ist auch Remo begegnet, welcher nach einer Ausbildung in der Landwirtschaft eine Anstellung in diesem Bereich fand:

Auch im Betrieb habe ich gesagt, ihr müsst mich jetzt nicht himmelhoch loben, nur, weil ich Schweizer bin. Ich will ja zeigen, was ich kann. [...] Das war anfangs so: »Ah, jetzt haben wir einen Schweizer, jetzt läuft alles, der weiß, wie's läuft.« Klar, wie gesagt, ich habe die Ausbildungen für dieses ganze Zeug, das heißt aber noch lange nicht, dass es funktioniert (Remo, 27/CH).

Die Aussage von Remo zeigt, dass Erfolg nicht an einer Ausbildung, sozialem Status, Kompetenz oder harter Arbeit festgemacht wird, sondern rein an der Nationalität.

Konsequenterweise stellt dies einen Vorteil bei der Jobsuche in Deutschland dar. Dort wirken noch weitere positive Stereotype, welche in einem weltweiten Vergleich oftmals den Deutschen zugeschrieben werden: *»Ich glaube, die Schweizer sind recht anerkannt in der Geschäftswelt, so mit der Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, fleißig, gern gesehen, das glaube ich schon, dass viele einfach so das Klischee im Kopf haben und dass man als Schweizer einfach gut gestellt ist«* (Laila, 29/CH). Das Bild von Schweizer*innen ist damit überwiegend positiv konnotiert, allerdings fällt auch auf, dass es sich dabei um Stereotype handelt, die mit der Geschäftswelt im Zusammenhang stehen.

Die Zuschreibung nationaler Eigenschaften über Stereotype führt umgekehrt dazu, dass gegensätzliche Merkmale verstärkt und der anderen Nationalität zugeschrieben werden. *»Oft merke ich im Umgang, dass ich mich jetzt auch hier in Deutschland schweizerisch verhalte. Also, dass ich freundlich bin, dass ich grüße, wenn ich reinkomme, dass ich mich bedanke, auch wenn ich weiß, dass viele denken, ist die gestört? Wieso bedankt die sich?«* (Susann, 49/CH). Reihl (2009: 23) sieht höfliches Grüßen ebenfalls als wichtige Eigenheit in der Schweiz,

4 Die Darstellung von Deutschen innerhalb Deutschlands entspricht mehr oder weniger derjenigen in der Schweiz. Der Unterschied, den Schweizer Teilnehmende hervorheben, besteht darin, dass es viel weniger »typische Deutsche« gibt als gedacht.

urbane und rurale Distinktionen werden jedoch sowohl in Reihls Ratgeber als auch in den von mir durchgeführten Interviews mehrheitlich ausgeblendet.

So stoßen viele deutsche Teilnehmende auf die bereits genannten Stereotype bezüglich der Deutschen und definieren das Gegenteil als typisch schweizerisch. In Richards idealisierter Beschreibung sieht man am Ende auch den Gegenpol, mit dem seine Erlebnisse gespiegelt werden – das deutsche Gemecker:

In der Schweiz wird immer die Tür aufgehalten, in der Schweiz wird am Zebrastreifen gehalten, in der Schweiz wird höflich Vortritt gelassen, speziell wenn's ältere Frauen sind oder wenn's jemand im Rollstuhl oder weiß der Geier was, wird sofort geholfen. In die Tram reinheben, Kinderwagen, ah mei, da muss man nicht erst fragen, da stehen ja schon drei Leute da um den Kinderwagen und heben den zack rein in den Wagen. [...] So hab ich's zumindest erlebt. Ich habe nicht erlebt, dass da irgendjemand dasteht und blöd meckert, dass da vorne ein Kinderwagen steht, und der steht im Weg (Richard, 53/DE).

Bei Jessica sieht man überdies den Einfluss der Medien auf die Wahrnehmung: »*Ich glaube, das ist wiederum das Problem von vielen Deutschen, die in der Schweiz arbeiten, dass sie zu forscht auftreten, die Leute unterbrechen beim Reden. Man muss ja nur Fernsehen schauen, wenn so eine Diskussion läuft, wie die alle durcheinanderreden. Das ist ja grauenhaft*« (Jessica, 70/CH). In der eigenen Erfahrung der meisten Teilnehmenden, auch der von Jessica, dominieren zwar Deutsche, welche nicht dem Stereotyp entsprechen. Die Erfahrung durch Medien oder mit einzelnen Individuen bestätigt den Teilnehmenden jedoch die Existenz von »typischen Deutschen«. Die deutschen Teilnehmenden erhalten wiederum von Personen, welche sie besser kennengelernt haben, oft die positiv gemeinte Rückmeldung, dass sie gar nicht dem Stereotyp entsprechen.

6.2.2 Arroganz und Ablehnung: Fremd- oder Eigenverschulden?

Ich bin zu einem Verkäufer und hab ihn gefragt, natürlich auf Hochdeutsch, weil ich dachte mein Schwäbisch versteht kein Mensch und wenn ich so gut hochdeutsch rede, wie ich es als Schwabe kann, dann wird das wahrscheinlich mehr geschätzt. Dann bin ich zu dem Typ und hab ihn gefragt: »Können sie mir bitte sagen, wo der Joghurt steht?« und der schaut mich an und fragt: »Sind Sie Deutsche?« Ich, total glücklich, dass mich jemand erkennt, sag: »JA! Kommen Sie auch aus Deutschland?« Der guckt mich an und sagt: »Nee, wir hassen die Deutschen!« (Sarah, 40/DE).

Fast alle deutschen Teilnehmenden können von mindestens einem Erlebnis dieser Art aus erster Hand berichten. Meist sind die Reaktionen subtiler, trotzdem werden sie als germanophob wahrgenommen. Da Deutsche nicht an ihrem Aussehen erkennbar sind, erfolgt die Pauschalisierung nicht aufgrund des Aussehens, sondern aufgrund der Sprache. Deutsche Teilnehmende, welche oftmals mit einer positiven Vorstellung der Schweiz migrieren, erleben durch negative Reaktionen eine umso größere Ernüchterung.

Das Phänomen ist nicht neu. Mittlerweile gibt es im Internet diverse Berichte von deutschen Rückwanderern, welche als Grund die germanophobe Haltung in der Schweiz benennen. Neben Berichterstattungen über deutsche Migrant*innen (Imhof

2008) findet man verschiedene Dokumentationen über Deutsche in der Schweiz (Fokus TV Reportage 2015; NZZ Format 2014; SRF 2007), Diskussionsrunden mit Politiker*innen und wichtigen Persönlichkeiten (SRF 2010), oder Zeitungsartikel und Blogeinträge (Alich 2014; Brönnimann 2017; Sadecky 2014; Schwarze-Thurm/Hansen 2014), welche die negative Haltung der Schweizer*innen gegenüber den Deutschen thematisieren.

Wissenschaftlich ergründet Marc Helbling (2010a, 2011) das Phänomen und weist nach, dass eine xenophobe Einstellung, entgegen der Vermutung, auch gut ausgebildete Migrant*innen aus einem geographisch und kulturell ähnlichen Land betreffen kann. Deutsche werden von Schweizer*innen gerade wegen der Ähnlichkeiten als Gefahr für die eigene Kultur gesehen (Theiler 2004). Überdies fühlen sich insbesondere junge, gut ausgebildete Schweizer*innen mit Aufstiegsambitionen von ähnlich qualifizierten Deutschen bedroht, während ältere Personen in etablierten Positionen gelassener reagieren (Helbling 2011: 19). Historische Berichte zeigen auch, dass die Angst vor einer Germanisierung kein neues Phänomen ist, sondern dass das Konzept bereits vor dem Zweiten Weltkrieg verwendet wurde (Althaus 2017: 57–61). Die Angst vor »Überfremdung« war in der Schweiz im 20. Jahrhundert immer wieder Thema von öffentlichen Diskursen (Dahinden 2014). Durch das Freizügigkeitsabkommen wanderten ab 2002 plötzlich sehr viele hochqualifizierte Deutsche in die Schweiz, wodurch sowohl Einwanderungsgegner*innen wie auch eine üblicherweise offene Gesellschaftsschicht von gut qualifizierten gegen die neuen Immigrant*innen aktiviert wurden.

Eine in Zürich durchgeführte Studie ergab, dass etwas mehr als 10 % der Befragten eine negative Haltung gegenüber Deutschen hatten (Stolz 2000). Das Thema ist jedoch nicht so eindeutig, wie es scheint und spaltet oft die Gemüter von Schweizer*innen und Deutschen, was auch in den von mir geführten Interviews zum Ausdruck kommt. Auf der einen Seite werden deutsche Migrant*innen immer wieder selbst verantwortlich gemacht für die Germanophobie, indem sie selbst als Schuldige und Ursache dargestellt werden: *»Man muss sich halt ein bisschen integrieren und mit dem auseinandersetzen, wie jemand anderes tickt. Wenn du einfach das Gefühl hast, so richtig den Deutschen raushängen zu lassen, das ist einfach nachher wirklich schwierig«* (Sonja, 55/CH). Dies geschieht nicht nur durch Schweizer*innen, sondern vermehrt auch durch deutsche Migrant*innen. Einerseits leiden diese unter dem schlechten Ruf von Deutschen, andererseits wollen sie sich distanzieren und zeigen, dass sie selbst nicht dem Bild des typischen Deutschen entsprechen.

Durch diese Abneigung reproduzieren (alteingesessene) Deutsche die Germanophobie gegenüber anderen/neuen, oftmals vermeintlich weniger angepassten, deutschen Migrant*innen⁵. *»Ich muss sagen, viele meiner ehemaligen Landsleute nerven mich fürchterlich, weil das ist so diese typische deutsche Mentalität, die ich sogar leider Gottes bei meinen Eltern entdecken muss. Es muss alles irgendwie nach deutschem Gutdünken laufen«* (Paul, 53/DE). Paul wurde anfangs teilweise selbst auf sein Verhalten aufmerksam gemacht, entgegnete dem jedoch mit Verständnis. Er nahm sich etwaige negative Kommentare nicht zu Herzen: *»Ich bin hier der Neue und wenn man mich korrigiert, dann sehe ich das als nette Empfehlung, egal in welcher Intonation und in welchem Tonfall das dann ist«* (ebd.). Auch Paul kommt zum

5 Diese Grenzziehungsprozesse zwischen alteingesessenen und neuen Migrant*innen finden sich auch bei anderen Gruppen, wie Dahinden (2009: 1377–1379) am Beispiel von Neuchâtel zeigt.

Schluss, dass die Menschen selbst verantwortlich sind für das eigene Verhalten und die entsprechenden Reaktionen darauf. »Ich glaube es hat auch immer etwas damit zu tun, tatsächlich, wie verhält man sich selber seinem Umfeld, der Gesellschaft gegenüber, wie viel Rücksicht nimmt man« (ebd.). Ähnliche Aussagen vertraten mehrere deutsche Teilnehmende, welche die negativen Berichte von anderen Deutschen über germanophobe Äußerungen im Fernsehen und Internet nicht nachvollziehen konnten.

Auf der anderen Seite gibt es Schweizer*innen und Deutsche, welche die Germanophobie als gesellschaftliches Problem wahrnehmen, denn auch eine Minderheit reicht aus, um die Erfahrungen von deutschen Migrant*innen in der Schweiz maßgeblich zu färben. So gibt es oft signifikante Unterschiede zwischen der objektiv messbaren und der wahrgenommenen Diskriminierung, welche deshalb nicht minder relevant ist (El-Mafaalani/Waleciak/Weitzel 2017: 179). Für Betroffene sind subjektive Erfahrungen oft signifikanter als objektiv gemessene Diskriminierung (Ette/Weinmann/Schneider 2021: 28). Köllen (2015: 13) stellte bei seiner Übersicht der Arbeitssituation und des Arbeitsklimas in der Schweiz fest, dass 24 % der Befragten Deutschen sich wenig und weitere 9 % gar nicht willkommen fühlten. El-Mafaalani (2017) zeigt jedoch auch, dass ein höheres Problembewusstsein in einer Gesellschaft keine steigenden Probleme abbildet, im Gegenteil gehen z.B. in Deutschland steigende Teilhabechancen mit verstärkten Diskriminierungsdiskursen einher. Es lässt sich argumentieren, dass gut gebildete Migrant*innen aus Deutschland durchaus ein hohes Problembewusstsein besitzen, welches sie in diesem Fall auf die Wahrnehmung der eigenen Erfahrungen anwenden.

Die Zahlen zeigen, dass die große Mehrheit der Schweizer*innen kein Problem mit Deutschen hat – entsprechend überwiegen auch bei den deutschen Teilnehmenden meiner Studie die positiven Reaktionen und Erfahrungen. Trotzdem haben fast alle von ihnen persönliche Erfahrungen mit Germanophobie gemacht. Auch wenn das Thema im Lebensalltag eine geringere Rolle einnimmt, wirken der Diskurs und die eigene Wahrnehmung sich auf das Zugehörigkeitsgefühl und damit auch auf die Zukunftsgestaltung aus, was in den entsprechenden Kapiteln (8 und 9) erneut thematisiert wird.

6.2.3 Nicht immer willkommene Sympathiebekundungen

Irgendwie fühlt man sich total mit offenen Armen aufgenommen, weil die alle, wenn die hören, dass du aus der Schweiz bist, dann bist du richtig so »ooh, Schweiz!« und alle sind so Fan und du hast direkt so Vorschusslorbeeren. Also das ist irgendwie schon krass. [...] Also man hat wirklich so einen Bonus. Da wird die Sympathie, welche die Deutschen für die Schweiz haben, direkt auf einen selbst übertragen (Sonja, 55/CH).

Die Reaktionen auf Schweizer*innen in Deutschland stehen im starken Kontrast zu den deutschen Erfahrungen in der Schweiz. Die meisten Schweizer Teilnehmenden werden in Begegnungen als Nicht-Einheimische wahrgenommen und erfahren in den folgenden Gesprächen eine sehr positive Reaktion: »Berliner, also die, die ich getroffen habe, haben meist ein warmes Verhältnis zur Schweiz. Die finden das reizvoll, und wenn sie mit mir zu tun haben, erinnert sie das immer ein bisschen an Ferienstimmung und an ein schönes Land. Das ist das Privileg, was man hat« (Anna, 55/CH). Auch Teilnehmende außerhalb Berlins bestätigen Annas Aussage, wie man bei Sonja sieht. Die erste Reaktion auf Schweizer*innen ist in der Regel

verknüpft mit eigenen positiven Erinnerungen im Land. Dabei findet eine Übertragung der positiven Erinnerungen auf eine Person statt, welche eigentlich keine Verbindung zu diesen Erinnerungen hat. Schweizer profitieren damit in der Regel beim ersten Eindruck von Einflüssen, welche nichts mit dem Auftreten oder der eigenen Persönlichkeit zu tun haben.

Irgendwie reden die auch gern über die Schweiz und fragen, ob man das kennt oder woher man kommt, weil sie jemanden hier und da kennen, oder ja, Fragen nach so Klischeesachen: ist es wirklich so in der Schweiz, dass man dies und jenes macht? Und das sind manchmal wirklich lustige Diskussionen, aber ich find es einen super Aufhänger und Türöffner (Sonja, 55/CH).

Neben Urlaubserinnerungen sind auch in der Schweiz lebende Bekannte, Erfahrungsberichte von Dritten oder interessante Informationen über die Schweiz gute Anknüpfungspunkte. Darüber hinaus folgen Fragen rund um die Migration, also zu den Migrationsgründen und dem Zeitrahmen. Die meisten Deutschen scheinen irgendeinen positiven Anknüpfungspunkt zu haben, den sie beim ersten Smalltalk einbringen können, was die Kommunikation erleichtert.

Den meisten Teilnehmenden wird erst nach der Migration bewusst, dass ihre Nationalität in Deutschland mit derartigen Vorteilen einhergeht. Ein weiterer Vorteil ist der überaus nette Umgang bei Ämtern, insbesondere beim Ausländeramt. Schweizer*innen werden dort mit anderen Migrant*innen kontrastiert, die zum Teil die Sprache nicht beherrschen oder eine Nationalität besitzen, welche mit negativen Stereotypen besetzt ist. Aussagen, die eine derartige Bevorzugung von Schweizer*innen zeigen, sind keine Seltenheit und offenbaren neben xenophoben Ansichten auch eine ausgeprägte Hierarchie: »Der Mann hat zu mir gesagt [...] er schäme sich dafür, dass ich hier anstehen musste. Der hat mir einen Extratermin gegeben, damit es schneller geht, weil er gesagt hat »es ist sehr schade, dass sie als Schweizerin sich da mit allen anderen [anstellen mussten]« (Alice, 59/CH).

Auch im Beruf profitieren Schweizer*innen von positiven Stereotypen. Bewerber*innen aus der Schweiz gelten automatisch als zuverlässig und fleißig, was ihre Chancen im Bewerbungsprozess erhöht. Auch in diesem Bereich berichten erstaunlicherweise mehrere Teilnehmende von expliziten Aussagen: »Viele haben in den Vorstellungsgesprächen gesagt: »Ahja, dann werden Sie auf jeden Fall immer pünktlich sein, oder?« und dann sag ich: »ja natürlich, wie eine Schweizer Uhr« (Laila, 29/CH). Andere Teilnehmende berichten zwar nicht von dermaßen expliziten Aussagen, sind aber der Meinung von einem impliziten Bias profitiert zu haben: »Ich hatte beruflich nie ein Problem einen Job zu finden. Im Gegenteil, ich hatte fast manchmal das Gefühl, dass sie mich bevorzugen« (Klara, 64/CH).

Nicht zuletzt betrifft die Bevorzugung auch diverse gesellschaftliche Aspekte, bei denen Teilnehmende immer wieder die Hierarchie zwischen Schweizer*innen und Menschen anderer Herkunft feststellen:

Ich habe hier ein bisschen meine Schweizer Oase. [...] Meine Arbeitskollegen finden es total lustig, wenn mal wieder eine Schweizer Bemerkung kommt. Da haben wir einfach einen riesigen Bonus. Wäre ich z.B. Türkin und hätte hier meine türkische Oase,

würden die Arbeitskollegen das vielleicht nicht so lustig finden. Aber als Schweizerin habe ich überall, wo ich hinkomme mit meinem Akzent, ich habe ihn immer noch nicht weggekriegt, egal wo, du hast einen Bonus. Und es sagt niemand, ach du lebst wieder dein Schweizerdeutsch oder hast wieder ein Wort gesagt oder redest mit deinen Kindern eine andere Sprache, oder kochst wieder deine eigenen Sachen – es finden alle lustig und sagen sogar: lädst mich dann auch zum Essen ein (Annemarie, 37/CH).

Annemarie kann ihre Kultur ausleben und ihren Kindern weitergeben, unter anderem indem sie Zuhause Schweizerdeutsch redet und heimisches Essen kocht, während diese Aspekte bei anderen Migrant*innen oft kritisiert werden. Auch sprachliche Schwierigkeiten lösen nur positive Reaktionen aus. Zusammengefasst lässt sich sagen: »*Ganz blöd gesagt, aber du bist natürlich so ein 1a-Ausländer*« (Jonas, 53/CH). Auch viele andere Schweizer Teilnehmende sind sich dieses Privilegs bewusst und reflektieren den hierarchischen Umgang mit unterschiedlichen Gruppen an Migrant*innen kritisch. Das Bewusstsein des eigenen Privilegs führt jedoch weniger zu Distanzierung als zur stillen Reproduktion jener Hierarchien, die sie selbst begünstigen.

Die überhöhte Darstellung der Schweiz führt mitunter zu negativen Konsequenzen, wenn z.B. Bewerbungen aus der Schweiz nicht beachtet werden: »*Herr [Schweizer], wir haben das gar nicht ernst genommen. Was will denn ein Schweizer hier oben?*« (Remo, 27/CH). Da ein überzogen positives Bild der Schweiz vorherrscht, in der man viel Geld verdienen kann, wirkt es für viele Deutsche unverständlich, dass man diese Schweiz verlassen würde.

Darüber hinaus führt der Enthusiasmus mancher Deutscher bei einigen Personen aus der Schweiz zu unguuten Gefühlen. Am meisten Widerwille löst dabei das Thema Schweizerdeutsch aus: »*Was mir noch am Ehesten auf den Keks geht, ist, wenn die Leute so das Gefühl haben, also so Schweizerdeutsch nachmachen und dann reden sie irgendwie langsamer und machen irgendwo ein -li dran, dann denke ich immer »uff, das brauchen wir jetzt echt nicht«*« (Sonja, 55/CH). Darüber hinaus werden Schweizer*innen öfters dazu aufgefordert Schweizerdeutsch zu sprechen. In den meisten Fällen sind derartige Aussagen ein Zeichen des Interesses und nicht negativ gemeint. Trotzdem fallen sie in einen weitergehenden Sprachdiskurs, in dem Hochdeutsch als dominierende Varietät reproduziert und Schweizerdeutsch belächelt wird (vgl. Abschnitt 6.4 zur Sprache).

Im Kern bleibt: »*Die Schweiz ist echt positiv besetzt. Wenn jemand als Person jetzt nicht irgendwie einen völlig schrägen Charakter hat, hat der Schweizer so glaube ich kein Problem*« (Michael, 60/CH). Im »besten« Fall werden Schweizer*innen auf ein Podest gehoben und ihnen werden aufgrund ihrer Nationalität positive Eigenschaften zugeschrieben. Im schlimmsten Fall muss eine Person verniedlichende Kommentare ertragen, die es ihr schwer machen, als professionell wahrgenommen zu werden.

6.3 Gesellschaftliche, kulturelle und strukturelle Differenzen

Du merkst einfach »das ist ein bisschen anders, das ist ein bisschen anders«, relativ viele kleine Punkte, die anders sind, aber einen Kulturschock kriegt man nicht. Und all

die anderen kulturellen Unterschiede sind Dinge, die man erst mit der Zeit realisiert (Mario, 44/CH).

Auch hier gilt: In einem weltweiten Vergleich gibt es zwischen Deutschland und der Schweiz mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede. Fokussiert man jedoch auf den Referenzrahmen Schweiz-Deutschland, zeigen sich Differenzen, die im Alltag immer wieder zu Missverständnissen führen oder in öffentlichen Diskursen über Andersartigkeit instrumentalisiert werden. Wie bereits im Kapitel zum Forschungsstand (Abschnitt 2.4) dargestellt, ist die subjektive Ebene bei der Wahrnehmung entscheidend: »[I]t matters less how objectively similar or dissimilar the two groups appear to outsiders, and more how the differences between the two groups are subjectively perceived« (Helbling 2011: 13). Dies sieht man an einer mittlerweile knapp 40 Jahre zurückliegenden Studie von Schläpfer et al. (1985: 151–154), in welcher 40,1 % der Antwortenden die charakteristischen Differenzen zwischen Deutschschweizer*innen und Deutschen als signifikant bezeichneten⁶. Lediglich 10,9 % und 13,6 % sahen entsprechende Unterschiede zwischen Französ*innen und Romand*es bzw. Italiener*innen und italienischsprechenden Schweizer*innen. Auch hier werden entsprechend zu Theilers »*narcissism of minor difference*« (2004: 648) geringe kulturelle und gesellschaftliche Differenzen zwischen bestimmten Gruppen betont, um die fragilen Grenzen zu stärken.

Die kulturellen Unterschiede zwischen der Schweiz und Deutschland werden auch in der Populärkultur – zwischen Ratgebern und halbwegs wissenschaftlichen Erklärungsversuchen – thematisiert; meist als Versuch den Neuankömmlingen ihr gewähltes »Gastland« zu erklären (Reihl 2009; Sitzler 2009; Willmeroth/Hämmerli 2009; Ziauddin 2010). Sie erklären dem bzw. der Deutschen, wie die Schweizer*innen »ticken«, worauf man in der Schweiz besonders achten muss und was man als Deutsche*r in der Schweiz auf jeden Fall unterlassen sollte. Implizit oder explizit sagen alle Beiträge: Zwischen Schweizer*innen und Deutschen gibt es elementare kulturelle Differenzen. Da bestimmte Punkte in mehreren Büchern aufgenommen wurden, bilden sie einen bestimmten Konsens ab und schaffen zugleich Realität. Bestimmte Verhaltensweisen und Unterschiede werden zusätzlich pauschalisiert, als wünschenswert oder unerwünscht deklariert und reproduziert.

In den Interviews sprachen Teilnehmende oft von der Mentalität, um eine Gesamtheit von Denk- und Verhaltensmustern einer Gruppe zu beschreiben. Alternativ fielen Begriffe wie die Weltanschauung, Einstellung, Persönlichkeitsmerkmale oder Charaktereigenschaften. Vermehrt unter Akademiker*innen fanden sich Bezüge zu Bourdieu, dem Konzept des Habitus und der Sozialisierung (Bourdieu 2021 [1979]). Im Kontrast zu den zuvor erörterten stereotypisierten Darstellungen typischer Deutscher und Schweizer*innen gehe ich in diesem Kapitel tiefergehend auf die Unterschiede ein, welche die Teilnehmenden im Zielland und im Umgang mit Personen des Ziellandes feststellen. Viele dieser Differenzen waren für die jeweilige Person nicht auf den ersten Blick sichtbar, sondern zeigten sich erst mit der Zeit und mit aufkommenden inneren und äußeren Konflikten.

6 In der gleichen Studie sahen 30,4 % der Teilnehmenden signifikante kulturelle Unterschiede zwischen der Deutschschweiz und Österreich.

In vielen Aspekten waren sich die Teilnehmenden einig; sie charakterisierten Deutsche und Schweizer*innen jeweils sehr ähnlich und ordnen bestimmte Eigenschaften jeweils den Schweizer*innen oder den Deutschen zu. Allerdings fanden sich auch Personen, welche die gängige Meinung nicht teilen konnten oder eine deutlich andere Perspektive auf das Thema hatten. Ich muss daher nochmals erwähnen, dass die Darstellung von »den« Deutschen und »den« Schweizer*innen abstrahiert dargestellt wird; es handelt sich um pauschalisierte Zuschreibungen.

Insbesondere auf regionaler Ebene finden Interviewpartner*innen auch viele Gemeinsamkeiten. So sehen viele von ihnen zwischen Süddeutschland und der Nordostschweiz ein Kontinuum an graduellen Änderungen. »Die ganze Region Baden-Württemberg ist so von der Mentalität viel ähnlicher zu den Schweizern als jetzt so andere Regionen« (Nina, 39/CH). Mit anderen Regionen sind meist nördliche Bundesländer gemeint. Interessant ist daher die Ähnlichkeit, welche manche der Schweizer Teilnehmenden in Hamburg betonen: »Jeder hat mir gesagt die Hamburger sind erst ein bisschen reserviert, da habe ich gesagt: »das sind wir Schweizer auch«« (Stephanie, 55/CH).

Im folgenden Zitat zeigt sich auch, dass bestimmte Eigenschaften sowohl positiv als auch negativ ausgelegt werden können, was ein zentraler Punkt bei der folgenden Analyse sein wird: »Die Leute aus Ostdeutschland hatten überhaupt gar keine Probleme. Das kannten die von ihren Eltern, dieses Angepasst sein, also sich anzupassen, nicht den Mund aufzumachen, was ja nicht meiner Sozialisation entspricht« (Dana, 52/DE). Manche Teilnehmende aus den neuen Bundesländern bestätigten diese Tendenz allerdings mit positiver Auslegung. Je nachdem, wie die individuelle, familiäre und regionale Sozialisierung zusammenwirken und welche Aspekte für die Teilnehmenden relevant sind, betonen sie unterschiedliche Charakteristika – was trotzdem zu einem erstaunlich einheitlichen Gesamtbild führt.

6.3.1 Enge Schweiz, offenes Deutschland

Du bist in einem Raum, wo die Wände relativ nah sind (Susann, 49/CH).

Susann beschreibt mit ihrer Metapher die soziale Realität, welche sie in der Schweiz erlebt hat und welche sie zum Teil bis heute spürt. Gerade bei Besuchen in ihrer Heimat wird sie immer wieder mit den Lebensentwürfen ihrer früheren Klassenkamerad*innen konfrontiert, welche aus ihrer Sicht eine »bürgerliche, beruflich erfolgreiche und sicher auch glückliche Existenz« (Susann, 49/CH) führen. Susann versteht, dass eine bürgerliche Existenz nicht automatisch unglücklich macht, nur weil sie diese Ansicht nicht teilt. Es ist daher auch nicht diese Lebensweise an sich, welche sie bemängelt, sondern der soziale, gesellschaftliche Druck, welcher viele Menschen in gleiche Existenzen drängt:

Du hast ein Haus, du wohnst da und du hast deine Kinder und du hast deinen Beruf. Auch bei Leuten, die ihren eigenen Weg gegangen sind, ist irgendwie klar, du misst dich an deiner peer group. Und die ist, glaube ich, da, [nun] ja, eng ist das falsche Wort, die Erwartungen an die soziale Anpassung scheinen mir in der Schweiz relativ hoch (ebd.).

Obwohl Susann in einem kreativen Berufsfeld arbeitet, spürt sie in der Schweiz deutlich den Druck bestimmten sozialen Normen zu folgen – und dies auch seitens Personen aus ihrem Berufsfeld. Hinzu kommt, dass Susann in der drittgrößten Stadt der Schweiz, Basel, und damit entsprechend städtisch aufgewachsen ist. Diese zwei Aspekte sollten tendenziell zu einem liberaleren Umfeld führen – und wahrscheinlich tun sie das auch – trotzdem empfindet Susann es als einengend. Dies entspricht den Erkenntnissen von Flaig und Barth (2023: 20) welche in der Schweiz eine stärkere Erfolgs- und Karriere-Orientierung sowie höhere Status- und Prestigeansprüche im Vergleich zu Deutschland und Österreich feststellten.

Wie mit allen sozialen Normen kann das Nichtbefolgen dazu führen, dass man aus einer Gruppe oder einem Zirkel ausgeschlossen wird. Entsprechend wird durch den sozialen Druck eine gewisse Homogenität hergestellt. Gerade für Schweizer Teilnehmende, die in Berlin ein neues Zuhause fanden, bildete der in der Schweiz erlebte soziale Druck einen starken Kontrast zum als offen geltenden Berlin:

Wir waren immer anders, auch meine Eltern. Die haben immer gemacht, was sie wollten, sind überall angeeckt und haben nirgends hingepasst. Und ich merke irgendwie, dass ich so mit der Art, die ich habe, hier kein Problem hab. Hier ist es gang und gäbe zu sagen, was man sagt, und zu tun, was man will. Und wenn ich dann in die Schweiz komme und dann so höre ›oh wir müssen aber aufpassen und gucken was die anderen über uns sagen‹, dann denke ich mir, ja spinnen die? (Anna, 55/CH).

Da Annas Familie oft umzog und sie keine lokale Zugehörigkeit erlebte, fiel es ihr später umso leichter, sich von den engen sozialen Normen der Schweiz zu distanzieren.

Genauso einschneidend sind dementsprechend die Migrationserfahrungen von deutschen Teilnehmenden, welche die umgekehrte Reise vom offenen Berlin in die Schweiz unternahmen. **Ida** kam als Doktorandin in die Ostschweiz und wurde damit konfrontiert, dass sie mit ihrer Art – *»was hier oft als typisch deutsch verstanden wird«* (Ida, 50/DE) – in der Schweiz aneckt. Sie lernte durch ihre Eltern, welche in Genf arbeiteten, bereits früher Teile der Schweiz kennen, musste aber schnell feststellen, dass die Romandie nicht mit St. Gallen vergleichbar ist. Bestimmte Regionen in der Schweiz – wie auch in Deutschland – sind eher konservativ; die Zentral- und Ostschweiz gehören dazu.

Den sozialen Druck spürte sie unter anderem im privaten Umfeld: *»Für jedes Vergehen kriegte man dann schon von der Privatpolizei, also den Nachbarn, irgendwie Ärger«* (ebd.). Die Konfrontation ist nötig, um das »Fehlverhalten« zu korrigieren und die soziale Kohäsion herzustellen. Für Ida war dies teilweise ein interessanter Prozess, welcher auch nach 22 Jahren in der Schweiz, wenn auch mit Unterbrechungen, nicht abgeschlossen ist: *»Eigentlich dauert dieser Prozess bis heute, dieses einen leichten Widerstand geben, wieder irgendwie in die Schranken gewiesen werden und wieder einen leichten Widerstand geben – wie so ein Spiel irgendwie mit der Gesellschaft«* (ebd.). Dieses Spiel ist auch deshalb möglich, weil Ida durchaus den Sinn und auch Vorteile in der sozialen Kontrolle auf Ebene der Nachbarschaft und der Zivilgesellschaft sieht. Dadurch, dass *»die Bürger sich selbst um Recht und Ordnung kümmern«* (ebd.), entsteht mehr Engagement von unten, was wiederum einen starken Staat unnötig macht. Dies steht entgegen der Entwicklung in Deutschland, wo

ein starker Staat zur »Infantilisierung der Menschen« (ebd.) führt. Es gibt keinen Zweifel, dass Ida einen ähnlichen sozialen Druck verspürt wie andere Teilnehmende – und diesen meist auch als befremdlich und einengend wahrnimmt – sie kontextualisiert ihn für sich selbst jedoch anders. Trotzdem hat das Umfeld großen Einfluss auf ihre Lebensgestaltung und ihr Gefühl von Zugehörigkeit. Neben der Sozialisierung spiegeln auch materielle Elemente den sozialen Druck und die Wahrnehmung von Offenheit und Enge wider: »Sozial ist es [in Berlin] sehr entspannt. Du musst nicht deinen Freunden beweisen, wie z.B. in der Schweiz, dass du die richtige Einbauküche und das richtige Auto und das richtige bla. Das ist alles hier eigentlich weitgehend egal und das gibt einfach eine große Freiheit zum Atmen« (Susann, 49/CH).

Nun kann zu Recht eingewandt werden, dass Berlin nicht ganz Deutschland widerspiegelt. Auch ähnliche Berichte über Offenheit aus Hamburg oder Enge aus der Schweiz zeichnen kein vollständiges Bild: Insbesondere in kleinen, ländlichen und konservativen Gemeinden ist die soziale Kontrolle im Dorf oder in der Nachbarschaft groß, während sie in liberalen Großstädten nachlässt. »Je ländlicher und je bünzlihafter, kleinstädtischer, desto schlimmer ist das natürlich« (Ida, 50/DE). Die Mehrheit meines Schweizer Samples ist außerhalb der Großstädte aufgewachsen und wohnte vor dem Umzug nach Deutschland in Kleinstädten. Die Migration hat sie dann in die größte bzw. zweitgrößte Stadt Deutschlands versetzt. Zwar sind auch viele der deutschen Teilnehmenden in kleinen Städten aufgewachsen, die Mehrheit wohnte jedoch vor der Migration in Großstädten mit mehr als 100.000 Einwohner*innen. Entsprechend haben viele deutsche Teilnehmende die entgegengesetzte Erfahrung gemacht, auch wenn sie in Agglomerationen gezogen sind⁷. Die Dichotomie von Enge und Offenheit korreliert mit den demographischen Faktoren des Wohnortes, sie lässt sich jedoch nicht allein dadurch erklären.

Die Erfahrung der Enge hat sich bei den deutschen Teilnehmenden auch vermehrt mit ausländerfeindlichen Erfahrungen als Ausdruck der Intoleranz vermischt. Germanophobie ist sicherlich ein Ausdruck von fehlender Offenheit, die Berichte von Schweizer Teilnehmenden zeigen jedoch, dass viele Arten des Andersseins in der Schweiz ungern gesehen sind. Menschen mit alternativen Lebensstilen, sowohl im beruflichen wie im privaten, erleben oft einen beträchtlichen sozialen Druck aus dem eigenen Umfeld oder der Gesellschaft.

Auch in der schweizerischen Literatur wurde diese Enge von diversen Schriftsteller*innen thematisiert. Dabei ist sowohl der geographische Raum der Schweiz als auch immer wieder das Ausland der Referenzpunkt:

Die räumliche Enge, die aus der Schweiz in den frühen Jahrhunderten einen bequemen Grenzstreifen – im Grunde genommen war es eine positive Rolle – machte, die sich dann in der Zeit des Nationalsozialismus zum Wirtshaus wandelte, in dem zwar die Bedrängten zuweilen Unterschlupf fanden, doch vor allem der Räuber bewirtet wurde – diese räumliche Enge ist – verinnerlicht – zur geistigen Enge geworden (Jabłkowska 2009: 45).

7 In der Schweiz leben ca. 14 % der Bevölkerung in Großstädten mit über 100.000 Einwohnern, während die Zahl in Deutschland bei ca. 32 % liegt. Nimmt man den Urbanisierungsgrad als Indikator für Offenheit, werden die Berichte meiner Teilnehmenden auch auf gesamtstaatlicher Ebene bestätigt.

Während die räumliche Enge in früheren Zeiten Schutz bot, sind isolationistische Tendenzen heute zuweilen schädlich. Insbesondere beim Thema Europa sieht man jedoch auch auf politischer Ebene die klaren Unterschiede zwischen Deutschland und der Schweiz – während Politiker*innen in bzw. aus Deutschland an der europäischen Integration aktiv beteiligt waren, trat die Schweiz weder dem europäischen Wirtschaftsraum (EWR) noch der EU bei. Die Reserviertheit zeigt sich damit von der Nachbarschaft bis zur internationalen Politik.

6.3.2 Deutsche Direktheit und Schweizer Hinterhältigkeit

Die Schweiz ist wie so ein bisschen das Amerika aus Europa (Alexandra, 33/DE).

Die deutsche Direktheit wurde bereits als Stereotyp angesprochen und auch die Konsequenz, dass Schweizer*innen im direkten Vergleich *»immer so ein bisschen um den heißen Brei rum [reden]«* (Richard, 53/DE). Ein anderer Aspekt der Schweizer Zurückhaltung zeigt sich im persönlichen Umgang mit den Mitmenschen. Von schweizerischer Seite erleben deutsche Teilnehmende oft, dass Probleme nicht direkt angesprochen werden. Sowohl Schweizer als auch deutsche Teilnehmende haben diesen Unterschied festgestellt – ob mit positiver, negativer oder neutraler Beurteilung.

Demgegenüber steht die deutsche Direktheit, welche auch vor Konflikt nicht zurückschaut: *»Wenn du hier jemanden zu lange anschaut in der U-Bahn, dann sagt der ›was guckst du so? Willst du ein Foto oder eine Faust, was willst du?‹ Und ja, mit dem komme ich besser klar, ehrlich gesagt, weil dann weiß ich, woran ich bin«* (Joel, 38/CH). Die zentrale Aussage hier ist das *»wissen, woran man ist«*, was impliziert, dass Joel dies bei Schweizer*innen oft nicht weiß. Den Schweizer Teilnehmenden ist bewusst, dass man in der Schweiz tendenziell ungern offen und klar Stellung bezieht und sich stattdessen unauffällig aus einer schwierigen Situation oder Beziehung zurückzieht. Deutsche Teilnehmende sind sich auf der anderen Seite oft nicht sicher, ob sie gerade ein authentisch freundschaftliches Gespräch führen oder ob es sich um rein oberflächliche Freundlichkeit handelt. Im privaten Bereich erschwerte das die Bildung von Freundschaften, da das Verhalten des Gegenübers auf verschiedene Weise interpretiert werden konnte. So wurde z. B. auch das Ausbleiben von Einladungen in das Zuhause von Schweizer*innen oft als indirektes Zeichen gewertet, dass keine Freundschaft angestrebt wird: *»Man muss viermal, fünfmal, sechsmal die Leute einladen, bis vielleicht mal eventuell eine Gegeneinladung kommt«* (Tessa, 54/DE).

Adrian sieht in diesem Konflikt auch einen wichtigen Grund, wieso manche Deutsche nach einigen Jahren wieder zurück nach Deutschland ziehen und negativ von ihren Erfahrungen berichten: *»Viele kommen ja zurück und sagen ›ich halte das nicht mehr aus. Ich halte dieses vornedurch freundlich und dann hinten rum absolut Gnadenlose nicht mehr aus«* (Adrian, 50/CH). Adrian hat in Berlin einige Deutsche kennengelernt, welche nach langer Zeit in der Schweiz wieder zurückgekehrt sind.

Zwar handelt es sich dabei um eine Eigenart, die sich nicht gezielt gegen Deutsche richtet; doch die Verbindung dieser gegensätzlichen Charakterzüge mit dem in der Schweiz verbreiteten negativen Stereotyp über Deutsche führt dazu, dass diese häufig indirekt mit abwertenden Bemerkungen über sich selbst oder über Deutsche im Allge-

meinen konfrontiert werden – Erfahrungen, die ihre Wahrnehmung und ihr Gefühl der Zugehörigkeit nachhaltig prägen.

Die deutsche Direktheit sorgt wiederum auch im beruflichen Leben für potenzielle Konflikte: »Der hat mir alles so breit und lang erklärt, wo ich mir dann dachte, jetzt komm doch mal schnell zum Punkt« (Viktoria, 58/DE). Jegliche Versuche das Gespräch zu beschleunigen, den Punkt vorwegzunehmen oder gar zu unterbrechen, wirken unhöflich. Schweizer*innen lassen sich mehr Zeit, um zum Punkt zu kommen und wirken deshalb langsam oder, positiv ausgedrückt, gemütlich. Deutsche wirken auf sie entsprechend gestresst und hektisch. Dies zeigte sich auch beim Smalltalk – der in Deutschland, in der Absicht schnell auf den Punkt zu kommen, oft vergessen wird: »Mittlerweile habe ich mir natürlich angewöhnt, ok, ich fang erstmal an, »und hoffentlich geht's dir und deiner Familie gut« und bla, und dann, »ich würde jetzt gerne erzählen«, weil ich habe früher immer Mails geschrieben mit »okay, how are you?« und dann bu, bu, bu, bum« (Viktoria, 58/DE). Viktoria scheint von der Vorgehensweise nicht überzeugt, setzt sie aber im beruflichen Umfeld um. Hier zeigen sich erneut deutlich die unterschiedlichen Lebensgeschwindigkeiten und die damit einhergehenden Umstellungen (Cwerner 2001: 19), welche Migrant*innen auch in diesem Kontext zu bewältigen haben. Dies führt mich zu weiteren Differenzen, die im Berufsleben wahrgenommen werden.

6.3.3 Beruflicher Kontext: Von Familiarität und Hierarchien

Einem Deutschen macht es weniger aus mit einem, auf Deutsch gesagt ein Arschloch, Geschäfte zu machen, als einem Schweizer. In der Schweiz muss viel mehr stimmen, das Zwischenmenschliche muss viel mehr stimmen, sonst gehen Geschäfte eher in die Hose (Viktoria, 58/DE).

Im Arbeitsleben spiegeln sich viele der zuvor beschriebenen Unterschiede wider, zugleich treten dort Aspekte zutage, die im privaten Umfeld kaum eine Rolle spielen. Da Arbeitskulturen je nach Branche, Arbeitgeber und mitunter auch je nach Vorgesetzten stark variieren, ist ein direkter deutsch-schweizerischer Vergleich schwierig. Dennoch zeigen sich in den Erzählungen der Teilnehmenden gewisse wiederkehrende Muster und geteilte Wahrnehmungen, die im Folgenden näher beleuchtet werden. Die teils widersprüchlichen Aussagen der Interviewten verdeutlichen zugleich, wie stark individuelle Erfahrungen und Narrative die Wahrnehmung prägen, und dass solche Narrative selbst immer wieder ausgehandelt und in Frage gestellt werden.

An dieser Stelle lohnt ein Blick in die interkulturelle Marketingforschung. Spezifisch für das internationale und interkulturelle Berufsleben arbeitete Fons Trompenaars (2020) kulturelle Dimensionen heraus, entlang derer die Schweiz und Deutschland sehr ähnlich eingeordnet werden. Lediglich bei der Dimension internal/external, welche beschreibt, wie Menschen auf ihre Umwelt reagieren, zeigt sich bei Schweizer*innen ein größeres Bedürfnis nach individueller Kontrolle, während Deutsche ihre Handlungen eher auf andere abstimmen (Trompenaars/Hampden-Turner 2022). Diese Dimension wurde jedoch von den Teilnehmenden meiner Studie selbst nicht benannt, während sie durchaus Unterschiede bei anderen Dimensionen feststellen konnten. Trompenaars Dimensionen sind weltweit angelegt, was erklärt, wieso die Schweiz und Deutschland

ähnlich kategorisiert werden, wohingegen die Teilnehmenden bei der Betrachtung der beiden Nachbarländer subtile Unterschiede feststellten und betonten.

Sichtbar werden berufsbezogene Differenzen bereits beim Bewerbungsschreiben und Bewerbungsgespräch. Viele Ratgeber und Blogs, welche sich mit dem Thema Bewerbungen in der Schweiz beschäftigen, haben das Thema aufgegriffen und raten deutschen Bewerbenden u.a. die Nutzung des Konjunktivs (Mai 2021). »In Deutschland muss man ja eher so: Ich bring das und das mit, jawoll, ich bin die perfekte Kandidatin. Und hier müsste man eher so sagen: Es könnte sein, dass ich die richtige Kandidatin für sie wäre« (Tessa, 54/DE). Tessa arbeitet in der Schweiz mittlerweile als Business- und Karrierecoach und berät mitunter neu eingewanderte Deutsche bei der Arbeitssuche. Oft scheinen es Kleinigkeiten zu sein, welche aber wie ein »deutsches rotes Tuch« (Tessa, 54/DE) wirken. Es gibt viel zu beachten: Angefangen mit dem Doppel-s anstelle des ß, der Verwendung der richtigen Helvetismen und der Schweizer Rechtschreibung über das richtige Maß an Zurückhaltung bis zur Motivation, in der Schweiz arbeiten zu wollen. Um eine Chance auf ein Bewerbungsgespräch zu haben, sind typisch deutsche Bewerbungen oft nachteilig, denn sie wirken in der Schweiz arrogant und überheblich.

Dass die deutsche Direktheit auch im Berufsleben teilweise hinderlich sein kann, wurde bereits erwähnt. Richard hat wiederum eine andere Facette der Schweizer Zurückhaltung gefunden: »Wenn Schweizer streiten, also es gibt Ausnahmen, aber wenn Schweizer so geschäftlich streiten, man bekommt das als Bayer nicht mit. In Bayern, da fliegen die Fetzen, da geht man sich an die Gurgel, wenn's sein muss« (Richard, 53/DE). Richard bezieht sich zwar spezifisch auf Bayern, seine Beschreibung passt jedoch zu den Befunden vorheriger Kapitel. Auch wenn in Deutschland nicht jeder Streit laut eskaliert, unterscheidet sich die Streitkultur – wie auch das Eingangszitat zeigt, das auf soziale Beziehungen und deren Einbettung in soziale Kohäsion oder oberflächliche Freundlichkeit verweist.

Interessant ist der scheinbare Gegensatz dieser Aussagen zur Hierarchie, welche in der Schweiz tendenziell flacher ist. »Deutschland ist wesentlich formeller. In der Schweiz wird ganz schnell geduzt und das finde ich sehr entspannend« (Viktoria, 58/DE). Die flache Hierarchie führt jedoch nicht dazu, dass die übliche Zurückhaltung wegbleibt. Trotzdem hat die Hierarchie für einige Schweizer Teilnehmende klaren Einfluss auf die persönlichen Beziehungen ausgeübt. »Ich bin als Geschäftsführer tätig und in Deutschland, wenn du Geschäftsführer bist, bist du irgendwie in einer anderen Welt, da will keiner was privat mit dir zu tun haben. Das ist relativ krass« (Mario, 44/CH). Mario konnte in der Schweiz und bei einem früheren Auslandsaufenthalt in den USA viele Kontakte aus dem beruflichen Umfeld schöpfen. In Deutschland wiederum scheiterten gerade individuelle Versuche eine private Beziehung mit seinen Mitarbeitenden aufzubauen. »Meine Mitarbeiter würden, außer es kommen alle, nie eine Einladung von mir annehmen, weil es dann sofort eine komische Situation gäbe« (ebd.). Marios Position als Vorgesetzter verhindere bei seiner Arbeitsstelle, dass Freundschaften auf eine Art und Weise entstünden, wie er dies aus der Schweiz kennt.

Laut Trompenaars (2020) herrscht jedoch sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland eine Arbeitskultur, bei welcher Arbeit und Privatleben nicht vermischt werden. Bei Teilnehmenden, bei denen die Arbeit grundsätzlich einen hohen Stellenwert einnimmt, verbleibt diese als einer von wenigen sozialen Kontaktmöglichkeiten. Entsprechend bringt es weitreichende Konsequenzen für das gesamte Leben, wenn sich im Rahmen

der Arbeitstätigkeit keine Freundschaften ergeben. Dies wird im Kapitel zur Zugehörigkeit erneut thematisiert.

Eine weitere Folge der hierarchischen Strukturen in Deutschland sind unausgesprochene Missverständnisse, da die Hierarchie teils notwendige Nachfragen bei sprachlichen oder kulturellen Differenzen verhindert. So verwendete Janine im Gespräch Helvetismen, die deutschen Kolleg*innen unbekannt waren – ohne dass jemand nachfragte. Im Arbeitskontext scheinen Hierarchie und direkte Kommunikation also teilweise zu konkurrieren. Auch in anderen Bereichen fielen Janine Unterschiede auf: »Das [Arbeitsklima] ist das, was ich versuche lockerer zu handhaben. Aber es ist einfach wieder ein Ausloten, womit können die Mitarbeiter umgehen?« (Janine, 48/CH). Besonders im Umgang mit Krankheit stieß sie auf Widerstand: Was für sie Fürsorge bedeutete, wurde als Eingriff in die Privatsphäre wahrgenommen. Umgekehrt irritierte sie die knappe Krankmeldung einer Mitarbeiterin. Auch Paul sieht im Umgang mit Gesundheit eine größere Familiarität in der Schweiz. Nach einem Unfall meldeten sich sein Chef, die Personalabteilung und Kolleg*innen mit Genesungswünschen – eine Geste, die »weitestgehend in Deutschland schon seit längerem verkommen« sei (Paul, 53/DE).

Kontrastiert werden die Familiarität und die Nähe durch einen höheren Leistungsdruck. So gilt z.B. ein gesetzlicher Urlaubsanspruch von 20 Tagen und eine Höchstarbeitszeit von 45 Stunden pro Woche (SECO 2022; 2023), die normale Wochenarbeitszeit liegt meist zwischen 38.5h und 42 Stunden⁸. Passend zu einem wirtschaftlich liberalen Land sind in der Schweiz auch die Arbeitnehmenden-Vertretungen weniger präsent: »Dass eine Gewerkschaft unglaublich wichtig ist und dass man sogar streiken geht, das war für mich etwas ganz Neues. Das war in meinem Schweizer Denken nicht so ausgeprägt vorher« (Annemarie, 37/CH). In der Schweiz gibt es diverse Gewerkschaften, welche jedoch aufgrund der vergleichsweise geringeren (medialen) Aktivität weniger präsent wirken. Der Vergleich von Streiktagen zwischen 2011 und 2020 zeigt klare Unterschiede: In der Schweiz entfiel pro 1000 Arbeitnehmende ein Arbeitstag aufgrund eines Streiks, in Deutschland 18 (Statista 2023a). Grundsätzlich scheint Arbeitnehmendenschutz in Deutschland ein wichtigeres gesellschaftliches Unterfangen als in der Schweiz.

Man könnte vermuten, dass ein besserer Arbeitnehmendenschutz grundsätzlich positiv bewertet wird. Tatsächlich wirken die Strukturen jedoch auf einige Teilnehmende befremdlich: »Dieser Riesenapparat mit dem Ding drumherum, da denk ich manchmal, das habe ich auch meinen Arbeitskollegen gesagt: Ihr wisst schon, dass das wie geschützte Werkstatt⁹ ist, wie ihr hier arbeitet?« (Sonja, 55/CH). Sonja kennt aus der Schweiz den Leistungs- und Konkurrenzdruck, welcher in ihrer Sicht eher dazu führt, dass Menschen am Arbeitsplatz etwas erreichen wollen. Im Umkehrschluss müssten sich Arbeitnehmende in Deutschland weniger bemühen, da sie oftmals in sicheren Strukturen arbeiteten: »Du machst deine Stufen mit, du kriegst immer automatisch mehr Lohn, [...] die, die nicht so viel leisten, die kriegen

8 In der Schweiz gibt es nur in wenigen Branchen Tarifverträge, entsprechend sind viele formale Kriterien, innerhalb des rechtlichen Rahmens, abhängig vom Arbeitgeber. Gesetzlich gilt in Deutschland ein Urlaubsanspruch von lediglich 20 Tagen und eine maximale wöchentliche Arbeitszeit von 40 Stunden.

9 Sonja bezieht sich auf eine Förderwerkstatt bzw. eine Werkstatt für Menschen mit Behinderungen, welche einen geschützten Rahmen zur Integration in das Arbeitsleben bieten.

genauso viel wie die, die mehr leisten« (Sonja, 55/CH). Das System unterstütze in vielen Bereichen eine gewisse Bequemlichkeit.

Trotz des scheinbaren Leistungsdrucks in der Schweiz betonen viele deutsche Teilnehmende, ihr Arbeitsumfeld sei viel stressfreier als in Deutschland. Dies geht einher mit der bereits thematisierten Gemütlichkeit, die die Teilnehmenden in der Schweiz wahrnehmen. Während es in Richards früherem Job üblich war, dass alle bis 21 Uhr arbeiteten, sitzt er in der Schweiz nach 17 Uhr oft als Einziger noch im Büro – und das auch nur, weil er später anfängt. *»Jetzt ist Fünfe, ich geh jetzt zum Sport. Arbeit kann ich morgen weitermachen*«, zitiert Richard (53/DE) seine Kolleg*innen. Im Arbeitsleben haben deutsche Teilnehmende in der Schweiz oftmals auch eine geringere Konkurrenz wahrgenommen. Paul berichtet beispielsweise, dass sich auf Stellen in der Schweiz rein numerisch viel weniger Interessierte melden. In Deutschland erwächst daraus ein Gefühl der Unsicherheit: *»Man kriegt sehr häufig irgendwie das Gefühl geboten, ja, entweder du machst das jetzt mit, oder du bist halt morgen ersetzt*« (Paul, 53/DE). In der Schweiz haben Teilnehmende das Gegenteil dieser Geringschätzung erfahren: *»Ich werde für meine Arbeit viel mehr wertgeschätzt, was sich natürlich auch finanziell widerspiegelt*« (Luisa, 31/DE). Obwohl Luisa ihren Job in Deutschland nicht hätte verlieren können, da sie verbeamtet war, besserte sich ihre Arbeitssituation in der Schweiz. Diese Erfahrungen decken sich mit den Berichten vieler Deutscher, die die Konkurrenz und die daraus erwachsenden negativen Konsequenzen für den Verdienst bemängeln.

All diese Facetten zeigen, wie eng Sozialisierung und strukturelle Bedingungen miteinander verflochten sind. Oft bleibt unklar, was Ursache und was Folge ist. Deutlich wird jedoch, dass viele dieser Aspekte historisch gewachsen und tief verankert sind. Gute Arbeitsbedingungen tragen in der Schweiz, nicht zuletzt aufgrund historischer Entwicklungen, zu einem Gefühl von Sicherheit am Arbeitsplatz bei. Die liberale Grundhaltung, verstärkt durch die soziale Kontrolle, führt wiederum dazu, dass Individuen dennoch nach einer Verbesserung der eigenen Lebensumstände streben. Das liberale Wirtschaftssystem bietet grundsätzlich Raum für individuelle Entfaltung, zeigt seine Grenzen jedoch dort, wo Menschen aus unterschiedlichen Gründen nicht in der Lage sind, diese Möglichkeiten zu nutzen. In Deutschland sorgt eine lange gewerkschaftliche Tradition dafür, dass die Grundbedürfnisse möglichst vieler Bürger*innen abgedeckt werden. Gerade in Zeiten des Wandels in der Arbeitswelt spielen Gewerkschaften und Arbeitnehmendenvertretungen eine zentrale Rolle bei der Sicherung und Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Die staatlich organisierte Solidarität verweist zugleich auf eine gesellschaftliche Grundhaltung, auf die ich im Abschnitt zum Sozialstaat zurückkomme.

Im weltweiten Vergleich fallen diese Unterschiede insgesamt eher gering aus. Auch die Schweiz besitzt einen ausgeprägten Sozialstaat, auch in Deutschland existiert eine freie Marktwirtschaft. Dass viele Deutsche das Arbeitsleben in der Schweiz dennoch positiver bewerten, lässt sich auch als logische Folge ihrer Migration verstehen – sie sind aus beruflichen oder ökonomischen Gründen ausgewandert und setzen stärker auf individuellen Erfolg als auf kollektive Absicherung. Schweizer Teilnehmende hingegen äußerten insgesamt weniger Kritik am Arbeitsleben in Deutschland.

6.3.4 Geiz ist geil und Geld regiert die Welt

Ich meine, man geht in ein Land, um da zu leben, um sich zu integrieren, man verdient das Geld da, dann soll man das Geld auch dort wieder ausgeben. Sonst bringt es das ganze Gleichgewicht durcheinander (Jette, 56/DE).

Vor dem Hintergrund, dass finanzielle Anreize einen zentralen Aspekt beruflich motivierter Migration darstellen, ist es wenig überraschend, dass Geld in den Interviews in vielerlei Hinsicht zur Sprache kam. Im Fragebogen selbst spielte es keine hervorgehobene Rolle – mit Ausnahme der Fragen zur Zukunftsplanung und Altersvorsorge. In den Gesprächen wurde Geld sowohl als Migrations- wie auch als Bleibegrund thematisiert. Darüber hinaus wurde der Umgang mit und das Verhältnis zu Geld als kultureller Unterschied angesprochen, der teilweise Einsicht in Identitätsdiskurse gibt.

Schweizer Teilnehmende wurden zu Beginn ihres Aufenthaltes oft von niedrigeren Preisen überrascht, insbesondere bei Lebensmitteln. Diese scheinen auch unter Beachtung der unterschiedlichen Preisniveaus nicht verhältnismäßig. Viele Teilnehmenden stellen als Folge eine Korrelation zwischen günstigeren Preisen und niedrigerer Qualität der Waren her. Konsequenterweise bevorzugen sie trotz höherer Kosten Einkäufe in Bioläden oder direkt bei lokalen Produzierenden. Deutsche Teilnehmende nehmen die gegensätzliche Korrelation wahr: »Was ich auch sehr schätze, ist die Essensqualität. Da habe ich das Gefühl, das ist eine andere« (Alexandra, 33/DE). Bei Henning findet sich die gleiche Aussage, allerdings gehen damit auch Ressentiments gegenüber Deutschland einher: »Die Nahrungsmittel sind eine Spur besser, muss man so sehen. Wenn ich das Fleisch hier ansehe, das trennt Welten von dem, was es in Deutschland gibt. Da werden wir richtig verarscht in Deutschland. Das verwässerte Zeug in Deutschland, das ist kein Fleisch« (Henning, 53/DE).

Aus Richards Sicht beschränkt sich die Wertschätzung von Qualität in der Schweiz nicht auf Lebensmittel, sondern zeigt sich auch im gesamten Produktions- und im Dienstleistungsbereich. »Die nehmen lieber lokal jemanden aus der Region, als wenn man jetzt im Internet irgendwelche Preise vergleicht und dann so dieses ›Geiz ist geil‹ von den Schwaben [übernimmt]« (Richard, 53/DE). In anderen Narrativen wurden beide Aspekte wiederholt aufgegriffen, wobei die Schweizer Wertschätzung positiv und der deutsche Geiz negativ konnotiert wurde. Ein anderer Schluss könnte sein, dass die Wertschätzung von Qualität vielleicht mehr ein Selbstzweck ist. Dies sieht man am Beispiel des Reifen- oder Ölwechsels beim Auto:

Man kann in der Zwischenzeit selber wieder Geld verdienen. Das heißt, wenn ich mich da draußen jetzt zwei Stunden hinsetze, dann habe ich zweimal 180 CHF versaut in meiner Freizeit. Also fahr ich zur Werkstatt, das kostet mich 80 Franken der Umbau, und kann in der Zwischenzeit Geld verdienen – oder mich in die Sonne setzen, weil meine Freizeit kostet auch [180] Franken (Richard, 53/DE).

Dadurch, dass ein Profi die Arbeit übernimmt, spart Richard am Ende Zeit und Geld. In seiner Aussage wird seine privilegierte Position deutlich, welche nicht alle Teilnehmenden innehaben.

Henning stellt in einem weiteren Schritt eine Verbindung zwischen Geld und Gemeinschaft her. Er stellt grundsätzlich fest, dass in der Schweiz »noch mehr das Geld regiert als in Deutschland« (Henning, 53/DE). Er sieht die Haltung, welche Richard beschreibt, auch als fehlende Solidarität im privaten Umfeld. »Die denken nur an sich, gucken nicht nach rechts und links« (ebd.). Er sieht insbesondere in den neuen Bundesländern eine andere Sozialisierung, bei der alle Mitglieder der Gemeinschaft solidarisch mithelfen und sich Investitionen am Ende ausgleichen. Dies stellt auch Oskar fest: »Gerade in Ostdeutschland, man hatte ja auch nur eingeschränkte Mittel, wenn man da sein Haus bauen wollte oder wie auch immer, das funktionierte immer nur in der Gemeinschaft. Einer hatte das, der andere hatte das und man hat sich viel geholfen. Das war nie eine Frage des Preises« (Oskar, 41/DE, vgl. 6.5.4.).

In der Schweiz fehlt nach Aussage von Henning diese gegenseitige Unterstützung, was er darauf zurückführt, dass Schweizer*innen vermehrt egoistisch handeln – selbst wenn sie mehr Geld für lokale Spezialist*innen ausgeben. Hier ließe sich einwenden, dass in der Schweiz ähnliche Synergien entstehen, wenn Gemeinschaften statt Waren Geld tauschen, indem sie lokale Dienstleistungen beanspruchen. Hennings und Richards Aussagen widersprechen sich nicht, jedoch führen sie zu unterschiedlichen Erkenntnissen. Die eigene Sozialisierung und die persönlichen Erfahrungen in der Schweiz beeinflussen die Interpretation der sozialen Konventionen.

Dass Schweizer*innen gerne sparen, sieht man auch am lange anhaltenden Diskurs um Einkaufsgewohnheiten in der Schweiz. Das Thema Einkauf und Einkaufstourismus wird in der Gesellschaft und in medialen Debatten politisiert und emotional aufgeladen, indem es mit scheinbarem Patriotismus und Zugehörigkeit verbunden wird (Lacourrière et al. 2015). Viele Schweizer*innen gehen im grenznahen Ausland einkaufen, da die Preise sehr viel niedriger sind als in der Schweiz (Ramsey/Thimm/Hehn 2019)¹⁰. Neben Lebensmitteln sind Hygieneartikel, Medikamente, aber auch größere Anschaffungen wie technische Geräte sehr gefragt. Dies führte im grenznahen Deutschland immer wieder zu Diskussionen über die Einkaufstourist*innen, welche zwar das Geschäft antreiben, aber auch für überfüllte Straßen, Läden und Parkplätze sowie Staus sorgen (SWR Aktuell 2023; ZDF Länderspiegel 2016).

In einem Bericht über die Pros und Kontras des Einkaufstourismus in der Aargauer Zeitung (2015) bringt der Autor die Debatte auf den Punkt: Er sieht es mitunter als seine moralische Pflicht sein Geld in die lokale Schweizer Wirtschaft zu investieren, damit diese auch in Zukunft gut bezahlte Arbeitsplätze bereitstellen kann. Menschen, die in der Schweiz ihr Geld verdienen, sollen es auch in der Schweiz ausgeben. Auch **Jette** teilt diese Sicht, nicht zuletzt aufgrund ihrer eigenen Positionalität. Als Kosmetikmeisterin und Inhaberin eines Studios in einer Kleinstadt im Kanton Zürich weiß sie nur zu gut, wie sehr sie von ihrer Kundschaft abhängig ist. Es ist zudem nicht das erste Geschäft, das sie in ihren mittlerweile 16 Jahren in der Schweiz aufgebaut hat. Durch die medizinischen Behandlungen, die sie ebenfalls anbietet, erlebt sie unmittelbar, wie wichtig erschweringliche lokale Dienstleistungen für Menschen mit eingeschränkter Mobilität oder begrenzten finanziellen Mitteln sind. Gleichzeitig zeigt sich in ihrem Alltag immer wieder, dass

10 Ein ähnliches Phänomen sieht man in Deutschland z.B. in grenznahen Regionen zu den Niederlanden oder Polen (Münz 2020).

moralische oder standortbezogene Argumente in der Praxis schnell an ihre Grenzen stoßen.

Gerade für grenznah lebende Personen, Geringverdienende oder Familien stehen oft andere Überlegungen im Vordergrund. Auch viele Besserverdienende sehen nicht ein, wieso sie für das gleiche Produkt ein Vielfaches bezahlen sollen. Henning geht oft in Deutschland einkaufen: »*Ist auch ehrlich gesagt viel zu überteuert. Warum soll ich für eine Sache das dreifache ausgeben? Sehe ich keinen Sinn*« (Henning, 53/DE). Henning will in der Schweiz Geld verdienen, welches er in seiner Freizeit hauptsächlich in Deutschland ausgibt oder in seine Zukunft investiert. Er fühlt sich der Schweiz nicht verbunden und möchte seinen Ruhestand anderswo verbringen. Folglich macht der Pragmatismus für ihn Sinn. Andere Teilnehmende entscheiden sich bewusst für den Einkauf im Land. Oft sieht man bei diesen Teilnehmenden eine größere Verbindung zur Schweiz. Der Einkauf in der Schweiz wird eine Investition in die Zukunft; man fördert die lokale Wirtschaft, von der man auch in Zukunft profitieren möchte. Unter den deutschen Teilnehmenden finden sich Vertreter*innen für beide Positionen. Damit erweist sich der Diskurs um die Einkaufsgewohnheiten als potenter Marker von Identitätspolitik.

6.3.5 Bürokratie: Differente Erfahrungen mit dem Labyrinth behördlicher Vorschriften

Irgendwas brauchen Sie glaube ich, zum Aufenthalt. Aber ich kann ihnen auch nicht sagen was, weil sie sind nicht EU-Bürger, aber sie sind auch nicht sowas, was ich hier den ganzen Tag bearbeiten muss. Ich weiß schlicht und ergreifend nicht, was Sie brauchen. Gehen Sie doch einfach, sparen Sie sich die Zeit, weil auch wenn's falsch ist, auch wenn Sie irgendwie was bräuchten und es nicht haben, ist es nicht so schlimm. Es passiert Ihnen hier ja trotzdem nichts als Schweizer (Annemarie, 37/CH, mit Bezug auf die Aussage einer Person in der Ausländerbehörde).

Bürokratie und der dazugehörige Verwaltungsapparat sind in kaum einem Land beliebte Themen – wenn dann für Beschwerden. Für Migrant*innen stellt die Bürokratie oft einen langen, unübersichtlichen Prozess dar, welchen es zu bewältigen gilt, um die Existenz im Zielland zu sichern. Durch die Personenfreizügigkeit wurden viele Prozesse für Schweizer*innen und Deutsche im Nachbarland erleichtert, was deren administrative Hürden senkt. Trotzdem bleiben die Bürokratie und die Navigation der Strukturen und Erfordernisse, auch über den Migrationsprozess hinaus, viel diskutierte Themen.

Unerwarteterweise war die Bürokratie in der Schweiz für viele deutsche Teilnehmende eine positive Erfahrung – trotz des Mehraufwands, den der Status als Ausländer*in mit sich bringt: »*Die ganze Bürokratie ist viel weniger schlimm, viel angenehmer als im Vergleich zur deutschen*« (Luisa, 31/DE). Entsprechend gegensätzlich fällt einmal mehr das Fazit der Schweizer Teilnehmenden aus: »*Was uns nicht bewusst war, ist, dass die Bürokratie hier um einiges komplizierter und langwieriger ist als wir das gewohnt sind in der Schweiz*« (Mario, 44/CH). Bei den meisten Teilnehmenden fällt auf, dass sie die Schweizer Bürokratie erst im Kontrast mit der Deutschen positiv beurteilen. »*Ich dachte immer, die Schweiz ist ein Bürokratenstaat und es wäre der schlimmste, den es gibt auf der Welt. Aber da habe ich mich getäuscht. Bis ich nur schon meine Autonummer hatte, bin ich fast in der Psychiatrie gelandet, das ist ganz*

ganz grauenhaft hier« (Ruth, 64/CH). Hier zeigt sich auch, dass die Bürokratie nicht nur in Bezug auf Migrationsangelegenheiten beurteilt wurde.

Schweizer*innen werden, wie bereits erwähnt, insbesondere beim Ausländer- bzw. Migrationsamt oft freundlich empfangen. Entsprechend werden weniger unfreundliche Beamte*innen beanstandet; viel häufiger wird die mangelnde fachliche Kompetenz bemängelt: *»Das habe ich so ein bisschen festgestellt, als Schweizer ist man weder Fisch noch Vogel hier. Man ist nicht EU-Bürger und man ist nicht Drittstaat, also man ist irgendwie sowas dazwischen, aber eigentlich wissen die Behörden nicht so richtig, was sie mit dir anfangen sollen«* (Annemarie, 37/CH). Der Status von Schweizer*innen ist gesetzlich geregelt; für alle Belange gibt es klare Vorgaben – dafür haben diverse bilaterale Verträge zwischen Deutschland und der Schweiz über Jahre gesorgt. Die Mitarbeitenden kennen die gesetzliche Grundlage für Schweizer*innen jedoch oft nur unzureichend. Diese Erfahrung haben viele Teilnehmende in Hamburg und Berlin gemacht, noch schwieriger wurde es jedoch in kleineren Behörden in Schleswig-Holstein: *»Vor allem waren sie komplett überfordert in Rendsburg auf dem Migrationsamt. Die mussten noch nie eine Niederlassungsbewilligung [d.h. Aufenthaltserlaubnis für eine Person aus der] Schweiz bearbeiten. Die brauchten Leute aus Berlin, die das machen«* (Remo, 27/CH). Insgesamt war der Prozess für Remo eine nervliche und zeitliche Belastung. Remo muss nun zusätzlich darauf hoffen, dass die Mitarbeiter*innen beim Amt noch da sind, wenn sich der ganze Prozess ein Jahr später wiederholt. Da er nur einen auf ein Jahr befristeten Arbeitsvertrag besitzt, erhält er auch jeweils nur eine Aufenthaltserlaubnis von einem Jahr.

Schweizer Teilnehmende berichteten zudem von Informationen, die sich später als falsch erwiesen. Gerade beim Aufenthaltsstatus sind die Folgen eines illegalen Aufenthalts gravierend – verständlicherweise wollte sich niemand allein auf das »Schweizer Privileg« verlassen, wenn es um existenzielle Fragen ging. *»Die Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis, das war ein Hick-Hack. Da wurde erst gesagt, als Schweizerin braucht man das nicht, und dann habe ich das sein lassen. Dann kam aber irgendwann ein Brief: ja, das ist leider doch eine Falschauskunft gewesen«* (Sonja, 55/CH).

In Hamburg gab es bei den Aufenthaltstiteln für Schweizer*innen über Jahre hinweg keine Einigkeit: Je nach Stadtteil und Bezirk war eine Erlaubnis nötig oder nicht. Der Schweizer Verein in Hamburg wandte sich schließlich an die nächsthöhere Instanz, woraufhin alle Schweizer*innen in den Bezirken ohne Bewilligungspflicht darauf hingewiesen wurden, dass sie eine Aufenthaltserlaubnis benötigen würden.

Auch der Personalausweis als offizielles Dokument führte bei einigen Teilnehmenden zu Problemen. So wurde Janines Dokortitel beim Aufenthaltstitel beispielsweise nicht anerkannt, da er – wie in Deutschland üblich – nicht auf ihrem Schweizer Ausweis vermerkt war. Der Beamte schloss daraus, dass sie keinen offiziellen Titel besitze, obwohl sie an der Universität als Professorin tätig war. Erst nach Intervention der Universität wurde dieser Fehler korrigiert.

Folgenscher sind auch Aussagen der Krankenkassen, welche die Bestimmungen für Schweizer*innen oftmals nicht genau kennen. Annemarie erhielt zunächst die Auskunft, ihre deutsche Krankenversicherung wäre in der Schweiz nicht gültig. Erst Jahre, nachdem sie eine Zusatzversicherung abgeschlossen hatte, stellte sich dies als falsch heraus. Als Präsidentin des Schweizer Vereins in Hamburg berichtet Annemarie von einem weiteren Problem mit der Krankenversicherung, was Schweizer*innen in Deutschland

betrifft, welche ihre Renten aus der Schweiz beziehen. Krankenkassen wenden unterschiedliche Berechnungsgrundlagen an, wodurch teils unzulässige finanzielle Mehrbelastungen entstehen – mit besonders schwerwiegenden Folgen für Menschen mit geringen Renten.

Zuletzt sei hier noch die Anerkennung von Berufen und beruflichen Abschlüssen erwähnt, wobei es einerseits unterschiedliche Kriterien und Berufsprofile gibt, die eine Anerkennung erschweren, andererseits sind die bürokratischen Strukturen an sich hinderlich:

[Für die Anerkennung] braucht man einen Wohnsitz. Dann geht man aufs Amt, um sich anzumelden. Das geht als Schweizer nur, wenn man eine Arbeitsstelle hat. [...] Das sehe ich ja ein, dass man nicht einfach irgendjemanden haben will, der hier wohnt, aber jetzt ist es halt so, dass ich keine Arbeitsstelle bekomme, weil ich keine Anerkennung meines Berufes habe, und die Anerkennung meines Berufes kriege ich nicht, weil ich keinen Wohnsitz habe (Martin, 33/CH).

Meist liegt es an den Teilnehmenden, einen Weg zu finden, diesen Kreis zu durchbrechen, indem ein Amt doch Dokumente ausstellt, die sie angeblich nicht ausstellen dürfen. Oftmals lassen sich die Probleme erst lösen, wenn sich andere Institutionen oder höhere Instanzen einschalten. Damit wird die deutsche Bürokratie für die interviewten Schweizer*innen zu einer der größten Hürden an ihrem neuen Wohnort.

Die Schweizer Bürokratie wiederum funktioniert für Deutsche sicherlich auch deswegen besser, weil Deutsche eine große Gruppe von Ausländer*innen darstellen, welche überdies unter die gleichen Regelungen fallen wie andere EU-Bürger*innen. Entsprechend sollten die Gesetzgebung und die Prozesse bei den Behörden bekannt sein.

6.3.6 Sozialstaat zwischen liberalem Föderalismus und gesellschaftlicher Solidarität

Deutschland geht's gut, Deutschland ist ein Sozialstaat, keiner muss auf der Straße leben, wenn er sich an die Regeln hält (Lisa, 33/DE).

Die Bürokratie ist nur ein Teil eines größeren staatlichen Systems, welches die Teilnehmenden in vielfältiger Weise betrifft und beschäftigt. Von großer Relevanz ist die Wahrnehmung des Sozialstaats, die nicht nur von der eigenen Erfahrung und Sozialisation abhängt, sondern auch in einem engen Verhältnis zur politischen Einstellung steht. Trüdinger (2011) zeigt, dass die Wertvorstellungen von Deutschen die Grundlage für ihre sozialpolitischen Präferenzen darstellen. Schildberg (2010) sieht allgemein die starke Verbindung von Gesellschaft, Sozialstaat und Politik in den Mitgliedstaaten der EU: »Das in den Mitgliedsstaaten historisch gewachsene Verständnis der Verantwortung des Staates zur Sicherung sozialer Grundrechte und gesellschaftlicher Solidarität, welches in Form des Sozialstaates institutionalisiert wurde, verhalf dem Nationalstaat wesentlich zu seiner politischen Legitimität« (Schildberg 2010: 19). Die Politik legitimiert sich, indem sie als Vertretung der Gesellschaft einen Sozialstaat aufbaut, welcher den Grundwerten dieser entspricht (Schildberg 2010: 170–177). Die Begriffe der Verantwortung und Solidarität stehen auch bei den

Teilnehmenden meiner Studie im Zentrum der Wahrnehmung und Auseinandersetzung mit dem Thema Sozialstaat.

Um tiefer in die Thematik des Sozialstaates einzutauchen, benötigt es eine grundlegende Definition dessen, was als Sozialstaat verstanden wird und welche Pflichten er zu erfüllen hat:

Er garantiert durch die Bereitstellung von finanziellen Mitteln und Dienstleistungen sowie durch den Ausbau des Sozialrechts zumindest einen minimalen Lebensstandard, unabhängig vom Erfolg einer Person auf dem Markt. Zusätzlich federt er die materiellen Risiken bei Unfall, Krankheit, Alter oder Arbeitslosigkeit ab und verkleinert damit den Bereich der Unsicherheit in der Lebensführung. Weiter bewirkt er durch progressive Steuern einerseits und die (Teil-)Finanzierung von Sozialleistungen andererseits eine Umverteilung der primären Einkommen. Schliesslich verschafft er unabhängig von Status oder Klasse in einem gewissen Grad Zugang zu sozialen und kulturellen Dienstleistungen (Degen 2005: 18).

Die wichtigsten Elemente sind also 1) die Aufrechterhaltung eines minimalen Lebensstandards, 2) Kranken- und Unfallversicherung, 3) Rentenversicherung, 4) Arbeitslosenversicherung, 5) Steuern und 6) Zugang zu sozialen und kulturellen Dienstleistungen. Alle diese Elemente wurden von den Teilnehmenden dieser Studie wiederholt aufgegriffen, ohne dass der Begriff Sozialstaat explizit im Fragebogen thematisiert wurde¹¹.

Die Teilnehmenden meiner Studie sind sich einig, dass sich die soziale Schere vergrößert, so unter anderem **Lisa**, die mit Zürich und zuletzt Frankfurt in zwei Großstädten gewohnt hat, wo diese Entwicklungen besonders sichtbar werden: »Die Armen werden immer ärmer und die Reichen immer reicher. Diese Kluft wird ja immer tiefer« (Lisa, 33/DE). Diese Entwicklung wird sowohl in Deutschland als auch in der Schweiz festgestellt, allerdings wird die Situation in Deutschland als gravierender wahrgenommen. Umso wichtiger wird die Absicherung des minimalen Lebensstandards, welche in Deutschland als gesichert gilt. Oft fällt in den Interviews in diesem Zusammenhang die Aussage des »Jammerns auf hohem Niveau«, wenn man den Blick auf die Situation in anderen Teilen der Welt richtet. Zudem bleibt – wie im Eingangszitat dieses Abschnitts deutlich wird – die feste Überzeugung, dass der Sozialstaat ein engmaschiges Netz ist, durch welches eigentlich niemand fallen kann.

Erstaunlicherweise wird für die Schweiz wiederholt argumentiert, dass sie kein Sozialstaat sei: »Vielen ist nicht bewusst, die Schweiz ist kein Sozialstaat. Hier musst du arbeiten und wenn du nicht arbeitest, hast du ein Problem. Es ist nicht wie in Deutschland, dass du Hartz IV kriegst« (Lisa, 33/DE). Entgegen dieser Aussage läuft es in der Schweiz sehr ähnlich wie in Deutschland: Arbeitslose erhalten entweder Arbeitslosengeld oder Sozialgeld. Die Schweiz bietet diverse Sozialleistungen, welche den minimalen Lebensstandard sichern sollen u.a. Ergänzungsleistungen für Menschen mit geringem Einkommen oder Renten. Es zeigte sich schon bei den Migrationsgründen (Abschnitt 5.4.3.), dass manche Schweizer*innen im Alter lieber auswandern als von Sozialleistungen abhängig zu sein,

11 Die Frage nach der Gestaltung des Ruhestands führte oft zur Thematisierung des Rentensystems, die restlichen Aspekte wurden meist bei der Frage nach Unterschieden oder Vor- bzw. Nachteilen der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland angesprochen.

d.h. die gesetzliche Grundlage und die gelebte Realität müssen nicht übereinstimmen. Für Dana ist die Schweiz ein Land, in dem Menschen für Sozialleistungen »viel bitte bitten machen müssen« (Dana, 52/DE). In Deutschland und der Schweiz ist die Beantragung von Sozialleistungen ein bürokratischer Akt. Dass die Hürden in einem Land mit einer ausgeprägten Stigmatisierung von Sozialhilfeempfänger*innen jedoch subjektiv höher erscheinen, wirkt einleuchtend (Friedrichsen/Schmacker 2019). Die Abhängigkeit vom Staat zählt in der Schweiz eher als persönlicher Misserfolg, entsprechend werden strukturelle Missstände ignoriert und individuelles Verhalten in den Mittelpunkt gestellt und tabuisiert. Dies wird im Verlauf dieses Abschnittes noch deutlich werden.

Das zweite Element des Sozialstaats sind die Krankenkassen. Die Trennung von privater und gesetzlicher Krankenkasse in zwei unterschiedliche Systeme ist einer der größten Kritikpunkte in Deutschland: »Auch das medizinische System, die Zwei-Klassen-Medizin finde ich furchtbar« (Alice, 59/CH). Zum Vergleich mit der Schweiz wird wiederum ausschließlich die gesetzliche Krankenversicherung herangezogen. Auch Teilnehmende, welche beim deutsch-schweizerischen Vergleich kaum positive Aspekte in Deutschland finden, sehen hier einen Vorteil: »Viele sagen dann, ja, in Deutschland sind die Mieten günstiger, ja, in Deutschland ist das Gras grüner, in Deutschland ist das, in Deutschland hast du Krankenversicherung. Das Einzige, was ich wirklich vermisse, ist meine Zahnversicherung« (Lisa, 33/DE). Zahnbehandlungen werden in der Schweiz nicht von der Grundversicherung gedeckt und müssen eigenständig oder durch Zusatzversicherungen übernommen werden. Versicherte müssen außerhalb der Grundversorgung eigenverantwortlich entscheiden, ob und welche Leistungen sie durch Zusatzversicherungen decken wollen (Wolff 2021: 211).

Ein weiterer Unterschied des schweizerischen Systems ist ein bedingt frei wählbarer Selbstbehalt – je höher der Selbstbehalt, desto geringer sind die monatlichen Raten. Dieser führt zu weiteren Vorbehalten und erzeugt Angstszenerien. Unter anderem wird befürchtet, dass er im Alter zum finanziellen Ruin führen könne¹². Oftmals gehen die Befürchtungen über rein finanzielle Probleme hinaus. Dana befürchtet nicht nur, dass die Kosten zu hoch sind, sondern dass sie im Falle einer Krankheit von staatlicher und gesellschaftlicher Seite keine Unterstützung und Solidarität erfährt: »Ich habe auch immer Angst hier krank zu werden, wenn ich ehrlich bin. [...] Ich bin eine alleinstehende Frau, ich habe keinen Ehemann, der für mich sorgt, wenn mir was passiert. Ich muss alles aus mir selbst heraus und das macht mir hier Angst in der Schweiz« (Dana, 52/DE).

Während Deutschland für die gesetzlichen Krankenkassen gelobt wird, erhält das Land Kritik für die Altersvorsorge. In Deutschland sorgte die Rente immer wieder für Diskussionen, insbesondere, seit absehbar wurde, dass das System für zukünftige Generationen nicht mehr tragfähig sein würde (vgl. Hoenig 2020). Diesen Diskurs haben auch viele Teilnehmende lebhaft miterlebt und erinnern sich an die Versprechen der Politik: »Man hat mir noch mit 30 versprochen, dass meine Rente absolut sicher ist« (Paul, 53/DE). Wie sehr die Rente jedoch das Leben beeinflusst, hängt davon ab, wann die Teilnehmenden

12 Es muss an dieser Stelle angemerkt werden, dass der Selbstbehalt nach oben gedeckelt ist. Trotzdem hält sich die Angstvorstellung, scheinbar aufgrund der Assoziation zur privaten Krankenkasse in Deutschland, hartnäckig. Gewichtiger sind Arbeitsausfälle als Folge einer Krankheit für die Rente, was bei den Teilnehmenden im Abschnitt zur Altersmigration deutlich wurde.

migriert sind bzw. wie lange sie in welches System eingezahlt haben. Joel ist mit 33 nach Berlin gezogen und wird, wenn er weiterhin in Berlin bleibt, den Großteil seines Arbeitslebens in Deutschland verbringen. Seine Einzahlungen in das Schweizer Rentensystem waren gering, so dass er vom deutschen System abhängig ist. Auch er hat wenig Hoffnungen für seinen Ruhestand: »So wie das Sozialsystem [in Deutschland] funktioniert oder abläuft, sage ich mal, sieht es eh danach aus, als bliebe nicht viel übrig, wenn ich Anspruch auf die Rente habe« (Joel, 38/CH). Lange fokussierte sich die Altersvorsorge in Deutschland einzig auf die gesetzliche Rentenvorsorge sowie teilweise die betriebliche Altersvorsorge.

»Das ist in der Schweiz natürlich auch etwas, was ich besser finde, das Drei-Säulen-System für die Altersvorsorge« (Michael, 60/CH). In der Schweiz wurde bereits viel früher auf die individuelle Altersvorsorge gesetzt. 1972 wurde das Drei-Säulen-System in der Bundesverfassung festgehalten, welches die Altersvorsorge als Kombination von staatlicher Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV), beruflicher Vorsorge und freiwilliger, steuerlich begünstigter privater Vorsorge etablierte (Bundesamt für Sozialversicherungen 2022). Auf dieses System beziehen sich die meisten Teilnehmenden, wenn sie die Altersvorsorge in der Schweiz loben: »Die Schweiz hat die beste Rente- und Pensionskasse der Welt, glaube ich« (Dana, 52/DE).

Entsprechend fällt aber auch in diesem Bereich in der Schweiz mehr Verantwortung auf das Individuum. »Ich habe halt nichts eingezahlt, kriege ich auch nichts raus – selber schuld« (Paul, 53/DE). Das Drei-Säulen-System ist in der Schweiz allseits bekannt und private Vorsorge wird als notwendiger Teil der Altersvorsorge anerkannt. Dass es jedoch in der Schweiz Menschen gibt, welche arbeitstätig und trotzdem nicht in der Lage waren ihre dritte Säule auszubauen, wird oft ignoriert bzw. tabuisiert¹³. Insofern stellt Altersarmut in der Schweiz ebenso eine Herausforderung dar wie in Deutschland (Brettschneider/Klammer 2016; Wolff 2021).

Auch beim Thema Arbeitslosigkeit wirkt sich die Sozialisierung stark auf die Wahrnehmung aus. Die Abhängigkeit vom Staat wird in der Schweiz stärker tabuisiert: »In der Schweiz versucht das jeder zu verstecken, er sei arbeitslos. Das ist ein Makel, das ist ein ganz großer Makel« (Adrian, 60/CH). Arbeitslose Personen fallen wegen ihres Status aus der Gesellschaft, zugleich wird die Teilhabe an der Gesellschaft mit geringeren finanziellen Mitteln schwieriger. Für deutsche Teilnehmende führt Arbeitslosigkeit in der Schweiz oft zu einer doppelten Stigmatisierung als ausländische Arbeitslose. Im öffentlichen Schweizer Diskurs herrscht oft die Meinung, Ausländer*innen – auch Deutsche – kämen ins Land, um vom Staat zu profitieren, unabhängig davon, wie lange sie zuvor ins System eingezahlt haben.

In Deutschland erfährt staatliche Unterstützung eine größere soziale Akzeptanz. Arbeitslosengeld II, früher bekannt als Hartz IV, und davon abhängige Personen sind dennoch gesellschaftlicher Kritik ausgesetzt. Einerseits erfolgt dies, weil das System kritisiert wird, andererseits, weil den Personen bestimmte Persönlichkeitseigenschaften unterstellt werden¹⁴. »Es gibt [in der Schweiz] auch keine Hartz-IV-Karrieren oder Familien, die

13 Siehe Kapitel zur Altersmigration (Abschnitt 5.4.3.).

14 Arbeitslosengeld I, die eigentliche Entsprechung zum Arbeitslosengeld in der Schweiz, wird in den Interviews überhaupt nicht thematisiert. Dieser Teil des Systems scheint relativ reibungslos zu funktionieren und wird deshalb nicht angesprochen. Hartz IV entspricht der schweizerischen So-

schon in fünfter Generation so leben müssen« (Ida, 50/DE). Ida kritisiert, wenn auch sehr polemisch, nicht nur das Hartz-IV-System, sondern auch weitergehende Aspekte, welche ein Ausbrechen aus diesem System erschweren bzw. den Verbleib im System begünstigen.

Das fünfte Element des Sozialstaates sind die Steuern und die damit einhergehende soziale Umverteilung. Hier sorgten die jeweils geltenden Rahmenbedingungen bei deutschen und Schweizer Teilnehmenden für Erstaunen. »*Was mich überrascht hat, war, dass die Steuern in Deutschland überall gleich sind. Also es gibt keinen Steuerwettbewerb zwischen Bundesländern bei der Einkommenssteuer wie in der Schweiz*« (Michael, 60/CH). In der Schweiz liegt die Steuerhoheit bei den Kantonen bzw. den Gemeinden, während dies in Deutschland Sache des Bundes ist. Individueller Wettbewerb steht erneut staatlicher Solidarität gegenüber. Diese Unterschiede gelten jedoch zuerst nicht für neu Zugewanderte: Die Steuern werden direkt vom Lohn eingezogen. Nach mindestens fünf Jahren und mit Erwerb einer Niederlassungsbewilligung folgt ein Wechsel in das Schweizer System. Konsequenterweise haben die Steuern auch einen Einfluss auf die Wohnsituation. Lisa ist u.a. deswegen mit ihrem Freund in eine andere Ortschaft gezogen, um von geringeren Steuern zu profitieren.

Neben der Funktionsweise liefert die Höhe der Steuern den größten Diskussionsstoff. Insbesondere ökonomisch bzw. beruflich motivierte Teilnehmende erwähnen die niedrigeren Steuern in der Schweiz positiv. »*Wir fangen hier steuertechnisch ab März an für uns selbst zu verdienen*« (Richard, 53/DE). Als Alleinstehender zahlt Richard 22,1 % Steuern, auf das Jahr gerechnet (22,1 % von 365 Tagen) bezahlt Richard ab dem 22. März keine Steuern mehr. Die Steuerlast für Alleinstehende in Deutschland, 49 % im Jahr 2020, ist mit die höchste in allen OECD-Ländern. Für Familien ist sie zwar mit 32,9 % weit geringer, allerdings immer noch höher als in der Schweiz mit 9,6 % (OECD 2021c: 29).

Obwohl die hohen Steuern zur Finanzierung des Gesundheitssystems und der Bildung scheinbar akzeptiert werden (Menkens 2018; Spiegel 2019), stellen hohe Sozialabgaben für deutsche Fach- und Führungskräfte auch ein Migrationsmotiv dar (Prognos 2007: 27). Diese Kritik findet sich insbesondere auch bei deutschen Teilnehmenden wieder, welche in ihrem Heimatland eine marode Infrastruktur und geringe berufliche Möglichkeiten wahrgenommen haben.

[In der Schweiz] sind das Gemeindesteuern, damit der Staat hier funktioniert. Hier funktioniert es auf den Sportplätzen, hier funktionieren die Schwimmbäder, hier funktioniert der öffentliche Nahverkehr. Dafür muss ich natürlich Steuern bezahlen, damit es funktioniert. Straßenreinigung, der Winterdienst, das funktioniert alles picobello. Gut, dafür muss ich dann halt sowas abdrücken. In Deutschland habe ich nie gesehen, für was ich's abdrücke (Henning, 53/DE).

Henning hat in Sachsen-Anhalt miterlebt, wie lokale Geschäfte verschwanden und der öffentliche Verkehr schlechter wurde. Das gesamte öffentliche Leben wurde eingeschränkt und viele Aspekte der Freizeitgestaltung waren in seinem Wohnort nicht mehr

zialhilfe und müsste damit verglichen werden. Bei ALG I ist die Tabuisierung in Deutschland weit geringer.

möglich. Entsprechend bezahlte er Steuern, während er gleichzeitig nicht wahrnahm, dass seine Umgebung davon profitierte. Seine Ansicht des Sozialstaates ist entsprechend negativ: »Wie kann es sein, dass ich in Deutschland als lediger Mensch die Hälfte meines Lohnes als Lohnsteuer abgebe?« (Henning, 53/DE). Konsequenterweise sucht Henning sein Glück lieber in einer neoliberaleren Marktwirtschaft. In der Schweiz »lässt dich der Staat relativ in Frieden. [...] Staat greift dir nicht so in die Taschen hier« (Henning, 53/DE). Der Staat reguliert weniger und die Abgaben sind geringer, was letztendlich dazu führt, dass Henning mehr für seine Zukunft verdienen und ansparen kann.

Dies bringt mich zum Element der sozialen und kulturellen Dienstleistungen, was auch Aspekte der Familienpolitik beinhaltet. Auch hier zeigt sich ein ähnliches Bild, indem der Sozialstaat die historisch gewachsenen Wertevorstellungen der Bürger abbildet, welche bis heute erhalten geblieben sind. In der Schweiz wird individuelle Verantwortung großgeschrieben, während der Staat in Deutschland mehr Angebote zur Verfügung stellt. Hinzu kommen Sozialisierungsunterschiede insbesondere zwischen der Schweiz und Menschen aus den neuen Bundesländern, welche diese Trends verstärken. Kinder in neuen Bundesländern besuchen z.B. viel öfter und auch früher eine Kindertagesstätte als Kinder in den alten Bundesländern (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2020: 7). Damit werden fehlende staatliche Angebote in der Schweiz auch zu einem Zeichen fehlenden Fortschritts: »Was soziale Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern in Form von Kinderbetreuung z.B. angeht, da ist Deutschland viel weiter« (Alena, 29/DE).

Martin hat mit seiner Frau sowohl die Schweiz als auch Deutschland als Lebensmittelpunkt in Erwägung gezogen. Da die Familienplanung ein wichtiger Teil ihrer Zukunft darstellen sollte, waren diese Aspekte ein essenzieller Teil der Entscheidungsfindung: »Elternzeit ist z.B. in Deutschland viel besser als in der Schweiz. Kindergeld, Tagesgeld, Kita, wir haben so verschiedene Sachen angeschaut, die für eine Familie interessant sein könnten und sind zum Schluss gekommen, dass es in Deutschland lukrativer ist als in der Schweiz« (Martin, 33/CH). All diese Aspekte sind in Deutschland vom Staat gesetzlich festgelegt und bilden eine relativ verlässliche Grundlage für die Familienplanung. Auch in der Schweiz gibt es gesetzliche Regelungen, allerdings bieten sie lediglich ein Mindestmaß an Unterstützung. Das Thema vertiefte ich im folgenden Kapitel zur Lebensgestaltung im Abschnitt 7.3.: Leben mit Kindern. Martin und seine Frau sind insofern ein Einzelfall, als die Wahrnehmung des Sozialstaates nur für wenige Teilnehmende bei der Wahl des Ziellandes entscheidend war. Meist war kein derart vertieftes Wissen vorhanden. Auf andere Themen, wie die Zugehörigkeit und die Zukunftsgestaltung, hat die Wahrnehmung des Sozialstaates jedoch durchaus Einfluss.

Unter den Teilnehmenden finden sich im Wesentlichen zwei gegensätzliche Betrachtungsweisen des Sozialstaates wieder: Das Schweizer System wird gelobt, während das deutsche System kritisiert wird – oder umgekehrt. Beim Schweizer Modell liegt mehr Gewicht auf der Eigenverantwortung, entsprechend wird der deutsche Sozialstaat oft als »zu viel des Guten« (Michael, 60/CH) gesehen. Der Staat übernimmt zu viel Verantwortung und die Bürger verlassen sich folglich darauf: »Man hat verpasst dem Bürger eine Eigenverantwortung zu geben, im Sinne von, der Staat regelt alles für euch« (Paul, 53/DE). Dies führe zu einer Entmündigung der Bürger, welche nicht mehr aus eigenem Antrieb und selbstbestimmt nach Erfolg streben müssten – so die Argumentation. »Der eigene Antrieb ist etwas, was man braucht, und da kommt in Deutschland relativ schnell der Staat. Gefühlt manchmal

zu schnell« (Michael, 60/CH). Der Schweizer Sozialstaat überzeugt, weil er mit geringen Abgaben eine soziale Absicherung gewährleisten kann, ohne zu stark in das Leben des Einzelnen einzugreifen. Dies funktioniert, weil bestimmte Aufgaben an Privatpersonen oder den Arbeitgebenden abgegeben werden und die wirtschaftlichen Bedingungen für den Großteil der Bevölkerung vorteilhaft sind. »Die Schweizer können von dem, was sie verdienen, leben, was in Deutschland nicht möglich ist. [...] In Deutschland ist zwar alles preiswerter, aber es müssen natürlich viele Leute am Existenzminimum leben und soweit ich weiß, ist das in der Schweiz noch nicht so schlimm« (Alice, 59/CH). Menschen am Existenzminimum sind eher darauf angewiesen, dass die Grundsicherung ihre Bedürfnisse abdeckt, während diese in der Schweiz öfters eigenständig übernommen werden. Entsprechend liegt der Anteil der staatlichen Sozialleistungen am Bruttoinlandsprodukt in der Schweiz trotz seit Jahren steigender Ausgaben weiterhin unter dem Niveau Deutschlands (Statista 2021, 2022a).

Teilnehmende, welche das deutsche Modell bevorzugen, betonen die Solidarität und den Sozialstaat als bewusstes Zugeständnis derselben: »Deutschland ist ja eine soziale Gemeinschaft, wo von den Steuergeldern auch Menschen mitfinanziert werden, die sozial schwach sind, wo das selbstverständlich ist, so sage ich jetzt mal. Ob das Krankenkasse ist, et cetera., Sozialhilfe – und da komme ich immer wieder hier an meine Grenzen« (Dana, 52/DE).

Die hohen Steuern werden bewusst in Kauf genommen, da sie für die Solidarität nötig sind. Die Teilnehmenden sind auch der Überzeugung, selbst vom Sozialstaat zu profitieren und die Effekte wahrnehmen zu können. »Seit ich in der Schweiz bin, weiß ich Deutschland zu schätzen. Ich weiß, was ich in Deutschland für meine Steuern bekomme« (Dana, 52/DE). Oftmals fällt der Fokus auf die sozial schwachen, auf kranke Menschen und solche, die nicht arbeiten können, da diese Gruppen besonders vom Sozialstaat abhängig sind. Entsprechend folgt daraus die Kritik am schweizerischen Modell: »So lange das alles gut läuft und Geld in großen Mengen vorhanden ist, ist die Schweiz super« (Karl, 56/DE, vgl. Abschnitt 6.5.3.). So wird deutlich, dass der deutsche Sozialstaat viel weiter greift und umfassendere Leistungen für die Wohnbevölkerung zur Verfügung stellt. Insbesondere im Bereich der Familienpolitik bietet der deutsche Staat mehr Unterstützung, welche in der Schweiz nach wie vor stark vom Arbeitgeber abhängig ist.

6.4 Deutsch ist nicht gleich Deutsch: Sprache und deren Einfluss auf die Identität

In Deutschland ist, habe ich mitbekommen, ein Dialekt, eine Mundart zu sprechen, hat so ein bisschen das Flair einer Gossensprache. In der Schweiz ist es andersrum, es ist eine Form der Identität. Das lebt man, da ist man stolz drauf (Benedikt, 40/DE).

Deutsch ist ein zentraler und zugleich höchst umstrittener Aspekt, der die Beziehung zwischen Deutschen und Schweizer*innen auf vielfältige Weise prägt. In den Interviews finden sich zahlreiche Bezüge zu diesem Themenfeld, das zunächst eine soziolinguistische Einordnung erfordert. Im Folgenden skizziere ich daher zunächst die Sprachsituation in Deutschland und der Schweiz, bevor ich auf subjektive Wahrnehmungen und

schließlich auf die sozialen Implikationen der Sprache für die Interviewpartner*innen eingehe.

In Deutschland ist Deutsch die einzige Amtssprache; in der Schweiz kommen Französisch, Italienisch und Rätoromanisch hinzu, doch rund 63 % der Bevölkerung sprechen Deutsch als Mutter- bzw. Erstsprache. Wie andere Sprachen umfasst auch Deutsch zahlreiche Dialekte und regionale Varianten, die in Deutschland und der Schweiz gesprochen werden. Um das Verständnis zwischen Menschen aus verschiedenen Regionen zu erleichtern, wurde in beiden Ländern eine Standardsprache festgelegt. In Deutschland ist dies das Standardhochdeutsch (fortan: Hochdeutsch) und in der Schweiz das schweizerische Hochdeutsch, meist als Schriftdeutsch bezeichnet. Im Gegensatz zu Hochdeutsch, wo ein regionaler Dialekt zur Norm aufgewertet wurde, handelt es sich beim Schriftdeutsch um eine Konstruktion (Christen 2005: 87). Abweichungen des Schriftdeutsch vom Hochdeutschen werden Helvetismen genannt.

Schriftdeutsch und Hochdeutsch unterschieden sich in Lexik, Syntax, Morphologie und Phonetik. Sie sind als Standardvarietäten normiert und kodiert, weshalb jene als plurizentrische Sprache klassifiziert ist. Für beide Sprachvarianten gibt es normengebende Gremien und umfassende amtliche Nachschlagewerke. Deutschland ist das dominierende Zentrum, während Österreich und die Schweiz als nicht-dominierende Zentren und Luxemburg und Liechtenstein als Halbzentren gelten. Die Dominanz resultiert aus der Größe Deutschlands, der größeren Bevölkerungszahl, der Wirtschaftskraft und auch aus den umfangreicheren kulturellen Ressourcen, zu denen beispielsweise Sprachförderprogramme gehören (Scharloth 2005a: 238).

Schweizerdeutsch wiederum ist keine eigenständige Sprache, sondern ein Begriff, der die deutschschweizerischen Dialekte zusammenfasst. Die Schweiz besitzt damit zwar eine Standardsprache, die Umgangssprache äußert sich aber in den lokalen und regionalen Dialekten, welche meist untereinander verständlich sind. Ausschlaggebend ist, dass Dialekte in der Schweiz nicht negativ als bildungsfern oder ländlich konnotiert sind. Schriftdeutsch findet im Alltag u.a. bei Bildungseinrichtungen, bei Nachrichtensendungen und Lautsprecherdurchsagen im öffentlichen Raum sowie bei Veranstaltungen mit Menschen ohne Schweizerdeutsch-Kenntnisse Anwendung. Bei geschriebenen Texten ist Schriftdeutsch üblich, Ausnahmen finden sich bei der Kommunikation über SMS und Messenger-Dienste (WhatsApp, Facebook Messenger, Signal etc.), welche vermehrt im lokalen Dialekt stattfindet (Clyne 1995: 42–43).

6.4.1 Deutsch als Fremdsprache?

Ich dachte, wenn der Schweizer Hochdeutsch spricht, dann ist das Schweizerdeutsch. Und wenn du dann nach Bern ziehst, ist es das eben nicht (Sarah, 40/DE).

Bei der Sprachensituation in der Schweiz ist die Frage nach dem Fremdsprachencharakter des Hochdeutschen zentral und überdies politisch stark symbolisch aufgeladen. Sie hat Auswirkungen auf die Wahrnehmung und Integration (vgl. Ammon 1995; Berthele 2004; Werlen 1998). Im Zentrum steht dabei die Frage, ob es sich bei der Sprachensituation um eine Diglossie oder Bilingualität handelt. Der Diglossie-Ansatz betrachtet die in der Deutschschweiz gesprochenen Dialekte ebenso wie das Standarddeutsche als

unterschiedliche Varietäten derselben Sprache und somit nicht als Fremdsprachen. Die Perspektive des Bilingualismus geht hingegen davon aus, dass es sich um zwei voneinander getrennte Sprachen handelt (Hägi/Scharloth 2005: 22). Bei einer Diglossie existieren zwei Sprachen nebeneinander, welche jedoch unterschiedliche Funktionen erfüllen. Das heißt, beide Sprachen werden von allen Mitgliedern der Sprachgruppe gesprochen und je nach Kontext eingesetzt (Ahearn 2017: 145–146). Für beide Positionen gibt es Proponent*innen, welche auf unterschiedliche Aspekte der Sprachforschung eingehen und damit zu unterschiedlichen Resultaten kommen.

Hier kommt das Konzept der Zweitsprache ins Spiel: Bei der Zweit- oder Sekundärsprache handelt es sich um eine Sprache, welche nach der Primärsprache in einem teilgesteuerten Rahmen erlernt wird. Die Zweitsprache wird seltener benutzt, gehört jedoch zum Alltag. Die Sprachkompetenz in der Zweitsprache ist voll ausgebaut, aber geringer als die in der Primärsprache, was zu einer negativen Einschätzung der eigenen Kompetenz führt. Zudem sind beide Sprachen affektiv geladen:

Affektiv steht die Primärsprache für Vertrautheit, Nähe, Wärme und gilt als emotionale Heimat, der Gebrauch der Sekundärsprache ist dagegen verbunden mit Funktionalität, Formalität oder Distanz. Im Unterschied zur Sekundärsprache symbolisiert die Primärsprache lokale, regionale oder gar nationale Identität (Hägi/Scharloth 2005: 41).

Zusätzlich gilt es zwischen den beiden Standardvarietäten zu unterscheiden. Schriftdeutsch gilt zwar als entfernt und formal, es wirkt jedoch weniger fremd als Hochdeutsch (Hägi/Scharloth 2005: 43).

Neben der linguistischen Ebene ist folglich auch die soziale und gesellschaftliche Ebene relevant. Hägi und Scharloth (2005) sehen die gleichen Dichotomisierungen in der Sprachwissenschaft, wie sie auch in der Gesellschaft auftreten. Dazu muss die soziolinguistische Erklärung näher betrachtet werden, welche darauf basiert, dass Hochdeutsch für Deutschschweizer*innen eine Fremdsprache ist. Bei Scharloth (2005b: 25) bestätigen rund 79 % der Befragten diese grundsätzliche Aussage. Auf sich selbst bezogen, bestätigen lediglich 30 % der Befragten die Aussage; trotzdem wird Schriftdeutsch oder Hochdeutsch von vielen Schweizer*innen ungern gesprochen (49 %) bzw. sie fühlen sich beim Sprechen gehemmt (36 %) (Hägi/Scharloth 2005: 25–26, Scharloth 2005a: 242).

Kaum Deutsche hatte vor ihrer Migration Berührungspunkte mit Schweizerdeutsch oder Schriftdeutsch, was das Verständnis erschwert. Für Süddeutsche (insbesondere aus Südbaden und dem südlichen Schwaben) ist das Verständnis aufgrund der größeren sprachlichen Ähnlichkeit tendenziell einfacher als für Norddeutsche. Regionale Dialekte sind zudem schwieriger zu verstehen als Schriftdeutsch (Scharloth 2005b: 31). Grundsätzlich herrscht eine asymmetrische Verständlichkeit, bei welcher Schweizer*innen Deutsche verstehen, Deutsche Schweizer*innen wiederum nicht – zumindest nicht ohne weiteren Kontakt oder Übung.

Zusätzlich zum Verstehen ist auch das aktive Sprechen relevant. Die Mehrheit der Teilnehmenden aus beiden Gruppen ist der Meinung, dass man »Schweizerdeutsch« oder Hochdeutsch nicht akzentfrei beherrschen kann. Die größte Hürde liegt bei der typischen Phonetik, insbesondere bei der Aussprache der Laute *k* bzw. *ch* und *r* (Brommer 2014: 54). Beide Gruppen, so die Argumentation, sind nicht in der Lage die regional

geläufigen Laute zu produzieren. Scharloth bestätigt diese Aussage in seiner Studie zumindest auf Schweizer Seite: »Zunächst ist bemerkenswert, dass fast alle Befragten (98,9 %) der Meinung waren, dass sich Deutsche und Schweizer unterscheiden, wenn sie Hochdeutsch benutzen« (Scharloth 2005a: 253).

Die pauschale Argumentation der Nichterlernbarkeit widerlegen mehrere Teilnehmende meiner Untersuchung, welche entweder akzentfrei Hochdeutsch reden können oder einen regionalen schweizerischen Dialekt erlernt haben – und von Einheimischen als zugehörig anerkannt werden. Tatsächlich beriefen sich mehr Teilnehmende darauf, dass es nicht nötig sei Hochdeutsch oder Dialekt zu lernen, da man verstanden wird. Die Motivation ist also ein wichtiger Aspekt. Darüber hinaus ist es, wie bei jeder Zweit- oder Fremdsprache, hilfreich, bereits als Kind der Sprache und der Phonetik ausgesetzt zu sein. Deutsche, die neben Hochdeutsch auch einen lokalen Dialekt sprachen, lernten Schweizerdeutsch einfacher als Menschen ohne Dialekterfahrung. Trotzdem gilt es abzuwägen, ob der Nutzen den Aufwand wert ist: »Ich selber werde Schweizerdeutsch nie sprechen, da es für mich schwieriger ist, einen Dialekt anzugewöhnen, als eine neue Sprache zu lernen« (Benedikt, 40/DE). Die Sprache des Nachbarlands perfekt zu sprechen ist also weniger das Ziel als sie zu verstehen und verstanden zu werden.

6.4.2 Zwischen Bewunderung und Defizienzpfinden

Es hat einfach mit dieser gewaltigen Sprache zu tun. Die Sprache ist so anders und sie ist so vielfältig. Und wir haben halt so eine Bauernsprache, die, ja, ist halt sehr einfach. Für einen Begriff für, was weiß ich, »rennen« haben die Deutschen 20 verschiedene Ausdrücke. Und die Schweiz ist halt sehr reduziert dadurch und wenn dann jemand kommt und alles sprachgewandt beschreiben kann, dann macht das manchmal ein bisschen Angst (Jonas, 53/CH).

Jenseits dieser pragmatischen Betrachtung, hängen viele Aspekte der gegenseitigen Wahrnehmung und Zugehörigkeit mit der Sprache zusammen. Ein Aspekt, welcher sowohl in früheren Forschungen als auch in meinen Interviews zum Vorschein kam, waren Minderwertigkeitskomplexe bzw. Defizienzpfindungen (Scharloth 2005a: 241) seitens der Schweizer*innen. Diese sind eine direkte Konsequenz der asymmetrischen Plurizentrität.

Dies zeigt sich bei meinen Schweizer Teilnehmenden sowohl in einer Bewunderung des Hochdeutschen und deren Erstsprachler*innen wie auch in Minderwertigkeitsgefühlen hinsichtlich der eigenen Sprache und den eigenen Ausdrucksmöglichkeiten. »Alle Bücher, die wir in der Schweiz lesen, sind auf Hochdeutsch, auf Schriftdeutsch geschrieben, und ein großer Teil unserer Literatur kommt aus Deutschland« (Thomas, 62/CH). Jonas ist in seiner Beschreibung im Eingangszitat sehr viel emotionaler und zeigt, wie nah Bewunderung und Defizienzpfinden zusammenliegen. Wichtig zu erwähnen ist, dass seine Gleichsetzung der eigenen Sprache als Bauernsprache *per se* keine Geringschätzung bedeutet, sonderlich lediglich auf die Komplexität und Ausdrucksmöglichkeit hindeutet.

Insbesondere Teilnehmende, welche beruflich viel mit Sprache zu tun haben, gehen vermehrt auf diese Aspekte ein. So erwähnt Adrian als Schriftsteller, dass man seinen Texten die Nationalität des Schreibers anmerken würde; sowohl im Stil wie auch bei

bestimmten Metaphern und Redewendungen. Entscheidend ist, dass Adrian diese Unterschiede nicht als gleichwertig wahrnimmt, sondern die deutsche Variante bevorzugt. »Ich bewundere die Deutschen auch für ihre Sprache. Ich habe immer das Gefühl, wenn die Deutschen etwas sagen, ist das per se schon viel wichtiger und viel größer, als wenn ich was sage. Also wir haben da schon ein bisschen Komplexe vom Klein-sein« (Adrian, 60/CH). Es gibt zwar für Adrian auch gute Schweizer Schriftsteller*innen, er selbst strebt jedoch danach näher an die hochdeutsche Variante heranzukommen. Entsprechend bezeichnet er den Wandel in seinem eigenen Schreiben in den acht Jahren, seit er in Berlin wohnt, als Fortschritt. Auch Nina, welche nach einer Promotion in der Forschung arbeitet und akzentfreies Hochdeutsch spricht, hält ihre Argumentationsfähigkeiten für unzureichend: »Vielleicht kann man sich als Schweizer nie so wortstark ausdrücken wie die Deutschen« (Nina, 39/CH). Insbesondere gut gebildete und kulturelle Eliten orientieren sich oft an der Standardsprache des dominanten Zentrums, in diesem Falle Hochdeutsch (Clyne 1995: 22).

Auch einige deutsche Teilnehmende wurden in der Schweiz Zeug*innen dieses Defizienzempfindens, so wurden sie u.a. in beruflichen Kontexten beim Formulieren von Emails oder Texten herangezogen. Die Argumentation war simpel und pauschal: »Im Formulieren von Texten oder so, da war's dann zu spüren, dass man schon sehr dankbar war, dass man das nicht zum ersten Mal gemacht hat und aufgrund der Herkunft das einfacher war entsprechende Formulierungen zu wählen« (Stefan, 52/DE). **Stefan** hat zwar in Deutschland studiert, seine Qualifikation als diplomierter Anästhesiepflegeexperte bedeutet jedoch nicht, dass er sich intensiver mit sprachlichen Feinheiten auseinandersetzt als seine Schweizer Kolleg*innen. Seine Expertise gründet ausschließlich auf seiner Herkunft. Obwohl Schriftdeutsch in der Schweiz die offizielle Standardvarietät ist, werden deutsche Sprecherinnen grundsätzlich als kompetenter wahrgenommen als Einheimische. Dies bestätigt die Studie von Scharloth (2005a) auf eindrückliche Weise. Er ließ dieselben Sätze von einem Schweizer und deutschen Sprecher vorlesen und auf ihre Korrektheit beurteilen. Dabei zeigte sich, dass die Äußerungen des Schweizer Sprechers deutlich häufiger als fehlerhaft eingestuft wurden. Die Nationalität des Sprechers beeinflusst demnach die Wahrnehmung seiner sprachlichen Kompetenz (Scharloth 2005a: 258).

Viele deutsche Teilnehmende sehen das Defizienzempfinden auch als eine der Ursachen für Missgunst und Abneigung:

Weil ich ja am Anfang sie auch auffordern musste auch mit mir zu versuchen Hochdeutsch zu sprechen, weil ich das nicht verstanden habe am Anfang. Und da habe ich auch ziemlich beleidigende Dinge hören müssen, und das habe ich erst später gesagt bekommen, die haben sich dann vorgeführt gefühlt von mir, als ob ich die testen wollte (Dana, 52/DE).

Scharloth (2005a: 252) beschreibt in seiner Untersuchung zwar, dass eine negative Haltung gegenüber Deutschen mit einem Defizienzempfinden korreliert, konnte aber letztlich keine Kausalität nachweisen. Als einzig klaren Faktor lässt sich laut Scharloth der Zeitpunkt des Erlernens ausmachen: Erlernen Kinder bereits in der Vorschulzeit Hochdeutsch, so bilden sie später seltener ein Defizienzempfinden aus (Scharloth 2005a: 249).

Ein selbstbewussterer Umgang mit der eigenen Sprache könnte im Zusammenleben mit deutschen Nachbar*innen von Vorteil sein. Obwohl Schweizer Hochdeutsch als

nationale Varietät im Sinne des Plurizentritätskonzeptes Eingang in die Linguistik gefunden hat und damit eine gleichberechtigte Varietät zum Hochdeutschen darstellt, ist dies im Bewusstsein der Sprecher*innen offenbar noch nicht angekommen (Hägi/Scharloth 2005: 27; Scharloth 2005a: 238). Entsprechend gibt es Aufrufe von Sprachwissenschaftler*innen dieses Bewusstsein zu stärken und Schriftdeutsch auch als mündliche Sprache zu pflegen (Bickel 2001, Hägi/Scharloth 2005: 39). Bei vielen Schweizer Teilnehmenden meiner Studie wurde durch die positive Reaktion von außen eine Selbstverständlichkeit und auch ein Selbstbewusstsein bezüglich des Schriftdeutschen gebildet. Dies geht zwar nicht mit einem Bewusstsein von Schweizerdeutsch als gleichberechtigter Varietät einher, hilft in der Praxis jedoch das Defizienzempfinden zu reduzieren. Sogar Jonas als Schauspieler kam in Deutschland zu dem Schluss sein Hochdeutsch nicht zu perfektionieren:

Ich dachte anfangs immer ich müsste Hochdeutsch reden, so schauspiel-like, bis ich gemerkt habe, stimmt überhaupt nicht. Da ich der Schweizer bin und das auch hier mit meiner Art und meiner Färbung in der Sprache, also sprich Dialekt-angehaucht, merkst du echt, das ist irgendwie ein Wert als Schweizer in Deutschland (Jonas, 53/CH).

Auch die sprachliche Situation muss folglich in mehreren Teilen betrachtet werden: Schweizer*innen und Deutsche im jeweiligen Heimatland und Schweizer*innen und Deutsche im Nachbarland. Im Rahmen dieser Arbeit will ich vermehrt darauf eingehen, auf was für eine Situation die Teilnehmenden im jeweiligen Nachbarland treffen.

6.4.3 Soziale Implikationen im Nachbarland

Sie finden es immer herzig, und ich find's immer doof, dass sie es so herzig finden. Ich würde lieber ernst genommen werden (Ruth, 64/CH).

Wie bereits erörtert, erhalten Schweizer*innen in Deutschland oftmals positive Reaktionen auf ihre Nationalität, was sich auch auf ihre Sprache ausdehnt. Schriftdeutsch wird von Sprecher*innen des Hochdeutschen oft als herzig charakterisiert, was bei den meisten Teilnehmenden eine zwiespältige Reaktion auslöst; einerseits scheinen entsprechende Reaktionen ein Merkmal ernsthaften Interesses zu sein, andererseits wirkt es herablassend.

Dem zugrunde liegt wiederum das Sprachbewusstsein der Deutschen als Vertretende der dominierenden nationalen Variante des Deutschen. Auch diese sehen das Schriftdeutsch nicht als gleichwertige nationale Varietät, sondern tragen zur Marginalisierung des Schriftdeutschen als regionale Besonderheit bei:

The [dominant] nations generally regard their national variety as the standard and themselves as the custodians of standard norms. They tend to consider national varieties of [non-dominant] nations as deviant, non-standard and exotic, cute, charming and somewhat archaic (Clyne 1995: 22).

Sichtbar wird dies auch bei deutschen Teilnehmenden in der Schweiz, die sich gegen sprachliche Anpassungen wehren. Dies geht teilweise auch mit einer negativen Haltung gegenüber der Schweizer Varietät einher: »Bestimmte grammatikalische Redewendungen, die müsste ich hervorwürgen, weil sie so wider meine Natur und mein gutes Deutschverständnis sind. [...] Die Grammatik ist eine Katastrophe« (Viktoria, 58/DE). Mit »Deutsch« meint Viktoria Hochdeutsch, dem gegenüber die Schweizer Varietät als fehlerhaft und minderwertig wahrgenommen wird. In der weiteren Ausführung wird noch klarer, dass sich diese ablehnende Haltung sowohl auf das Schriftdeutsche als auch auf das Schweizerdeutsche bezieht: »Ich spreche kein Schweizerdeutsch, das habe ich auch nicht vor. Da habe ich viel zu viel Angst, dass mein sauberes Hochdeutsch versaut wird ehrlich gesagt« (Viktoria, 58/DE).

Linguistisch bezieht sich die Diskussion über Plurizentrität nur auf Schriftdeutsch. In der Praxis vermischt sich die Diskussion über Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch in der Schweiz jedoch oft. Gegenteilig zur deutschen Wahrnehmung, dass es sich bei der Schweizer Landessprache Deutsch um Hochdeutsch (nicht Schriftdeutsch) handle, sind Schweizer*innen vermehrt der Meinung, dass es sich dabei um Schweizerdeutsch handelt: »76 % der Befragten vertraten die Ansicht, Schweizerdeutsch und nicht [Schriftdeutsch] sei die eigentliche Sprache der Deutschschweiz« (Scharloth 2005: 240). Da die Sprache zudem eine identitätsstiftende Funktion hat, ist die Verniedlichung und die Kritik an ihren Eigenheiten ein offensichtlicher Konfliktpunkt. Als Teil der »geistigen Landesverteidigung« während und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Schweizerdeutsch »zu einem konstitutiven Moment des nationalen Identitätsdiskurses« (Ruoss 2019: 372). Der Sprachpatriotismus hat zwar seither wieder abgenommen, wirkt jedoch bis heute. »Ich selbst rede immer von den Schweizern, wenn sie Schweizerdeutsch sprechen, das ist für mich ein typisches Erkennungsmerkmal« (Martin, 33/CH). Die französisch, italienisch und rätoromanisch sprechenden Schweizer*innen werden durch diese Definition allerdings ausgeschlossen.

Der Sprachpatriotismus führt bei Schweizer*innen auch dazu, dass sie selbst oft zu Hüter*innen ihrer Sprache werden. Entsprechend wurde vielen deutschen Teilnehmenden davon abgeraten selbst Schweizerdeutsch zu sprechen. »Der Schuss kann ja nur nach hinten rausgehen und ich werde auch dem Gegenüber nicht gerecht. Das ist ein Herkunfts-, ein Identitätsmerkmal von dem, der da geboren und aufgewachsen ist, und das find ich auch in Ordnung« (Stefan, 52/DE). Neben den Grenzen der eigenen Fähigkeit erkennt Stefan auch das identitätsstiftende Moment der Sprache. Sprache ist damit eng mit Zugehörigkeit verbunden.

Gleichzeitig führt mich dies weiter in die soziale Dimension der Sprache und die angewandte Praxis. Während Viktoria sich dagegen wehrt, ihre Sprechweise anzupassen, verlaufen solche Veränderungen in der Realität meist eher schleichend und kaum intendiert. Lötscher (2017: 22) weist darauf hin, dass dialektale Selbstverortungen in der Regel bereits in Jugend und Adoleszenz stabilisiert werden und spätere Anpassungen bei Erwachsenen vor allem unbewusst entstehen, nicht durch aktive Entscheidungen. Dies musste auch Viktoria eingestehen: »Mein Sprachgebrauch ist nicht mehr 100 % Hochdeutsch. Das fängt mit der Intonation schon an, also das hat sich ein bisschen angepasst« (Viktoria, 58/DE). Im Schriftdeutschen werden Wörter oft anders betont und folgen einer anderen Sprachmelodie, worauf sich die schweizerischen Teilnehmenden beziehen, wenn sie von ihrem »Singsang« (Jonas, 53/CH) reden. Solche kleinen Unterschiede sorgen dafür, dass

es schwierig ist, Hochdeutsch oder Schweizerdeutsch perfekt zu beherrschen, ohne vom Umfeld als Nicht-Erstsprachler*in erkannt zu werden.

Zwischen Hochdeutsch und Schweizerdeutsch liegt grundsätzlich ein breites Spektrum an Akkommodation, welches bei allen Teilnehmenden unterschiedlich ausgeprägt ist. Die Faktoren, die die Akkommodation beschleunigen und fördern, sind die gleichen, welche auch beim Erwerb hilfreich sind. Während einige Teilnehmende sich gegen die Anpassung wehren, sind andere durchaus interessiert an sprachlichen Unterschieden und Eigenheiten: »*Mich hat immer interessiert, wie wurde denn dieses Wort gebeugt, wie komm ich denn da hin? Was ist denn der Hintergrund von »schauen«, von »luege« oder »lüege«, gibt ja verschiedene Aussprecharten davon*« (Benedikt, 40/DE).

Auch Teilnehmende, welche mit Hochdeutsch aufwuchsen und erst im Erwachsenenalter migriert sind, erkennen gewisse Anpassungen in ihrer Sprache. »*Es fällt nach den vielen Jahren auch schon gar nicht mehr auf, dass man bestimmte Mundartausdrücke benutzt*« (Paul, 53/DE). Paul, welcher im Raum Hannover mit Hochdeutsch aufgewachsen ist, hat ebenfalls die deutsche Aussprache, Grammatik, Satzbau und die Intonation erhalten, benutzt aber eine Reihe von schweizerdeutschen Alltagsbegriffen. So beschrieb er seinen Weg in die Schweiz folgendermaßen: »*Ich zügel in die Schweiz*«, um »*in der Schweiz zu schaffen*« (Paul, 53/DE). Statt »umziehen« und »arbeiten« benutzt er also die entsprechenden schweizerdeutschen Begriffe. Bei Tim finden sich diverse Formen der Anpassung sowohl im Wortschatz als auch in der Grammatik und im Satzbau. Tim ist entsprechend »*auf Biel*« gezogen und geht bei Besuchen zurück »*auf Deutschland*«. Relativsätze bildet er anhand der schweizerdeutschen Grammatik mit »wo«, statt mit »der«, »die« oder »das«. Die Schweiz hat folglich »*ein System, wo funktioniert*« (Tim, 37/DE). Die Anpassung bei Tim geht so weit, dass er die schweizerischen Formen auch beibehält, wenn er Hochdeutsch spricht.

Auch bei den schweizerischen Teilnehmenden passt sich die Sprache mit der Zeit an. **Ursula** begann das Interview zunächst in ihrem Appenzeller Dialekt, wechselte jedoch nach einigen Minuten – mitten im Satz – ins Hochdeutsche. Als ich später eine Rückfrage in meinem Berner Dialekt stellte, antwortete sie in ihrem eigenen. Dieser Wechsel zwischen Schweizerdeutsch und Hochdeutsch wiederholte sich mehrmals, ohne dass es ihr selbst bewusst wurde. Sie verstand Schweizerdeutsch problemlos, das aktive Sprechen bereitete ihr wiederum Mühe. Bereits zu Beginn hatte sie eingeräumt, dass sie das Gespräch trotz eigener Zweifel gerne auf Schweizerdeutsch führen wollte – auch wenn dies selbstverständlich keine Voraussetzung war. Entsprechend führten wir das Interview fort und nach und nach antwortete sie ausschließlich in akzentfreiem Hochdeutsch.

Ursula war bereits als Jugendliche nach Berlin gekommen¹⁵, hatte ihre Schullaufbahn im deutschen Bildungssystem abgeschlossen und lebt seit nunmehr fünf Jahrzehnten in Deutschland. Schweizerdeutsch spricht sie heute fast nur noch mit ihrer Mutter, der einzigen Person, mit der sie diese Sprache teilt. Im Alltag ist sie umgeben von Hochdeutsch, und es fehlt ihr schlichtweg an Gelegenheiten, ihre Heimatsprache zu sprechen:

15 Damit erfüllt sie nicht das Samplekriterium einer erwachsenen Migrantin, die ihre Entscheidung eigenständig getroffen hat. Deshalb werden ihre Aussagen nur in bestimmten thematischen Zusammenhängen berücksichtigt.

Ihr Mann ist Deutscher und auch in der Weitergabe an die nächste Generation war sie nicht erfolgreich.

Bei Schweizer*innen fällt die Anpassung oftmals nicht auf, solange sie sich in hochdeutschen Kontexten bewegen. Susann hatte in Berlin lange keinen Kontakt zu anderen Schweizer*innen gesucht und war so Hochdeutsch-affin, dass sie zum Teil auf Hochdeutsch dachte. Rückblickend beschreibt sie das Gefühl, ihr Schweizerdeutsch im gesprochenen Ausdruck allmählich zu verlieren: »*Ich habe es natürlich immer verstanden, aber ich habe gestammelt und ich hatte das Gefühl, ich habe einen deutschen Akzent. Ich rede so wie ein Deutscher, der Schweizerdeutsch reden will. Oder ich finde die Wörter nicht, oder der Satzbau ist dann plötzlich hochdeutsch*« (Susann, 49/CH). Auch für Susann war Schweizerdeutsch jedoch Teil ihrer Identität, weswegen sie bewusst Schritte einleitete, um wieder mehr in ihrer Herkunftssprache zu sprechen.

Andere Teilnehmenden konnten ähnliche Veränderungen wahrnehmen, wobei das Ausmaß oft erst bei Besuchen in der Heimat ersichtlich wird. Alte Bekannte, Familie und Freund*innen erkennen die sprachliche Veränderung: »*Ich war jetzt auch in der Schweiz und die Leute sagen alle zu mir: »Du redest wie ein Deutscher mittlerweile.« Ist auch Horror, ne, aber ist leider so*« (Jonas, 53/CH). In Jonas Zitat sieht man direkt eine Veränderung, welche viele Schweizer Teilnehmende auch im Schweizerdeutschen beibehalten – den Fragepartikel »ne« als umgangssprachliche Variante von »nicht (wahr)«. In der Schweiz wäre entsprechend ein »oder?« oder regionale Versionen von »gell« als Bekräftigung oder Bestätigung gebräuchlich. Das »ne« ist jedoch so in den alltäglichen Sprachgebrauch übergegangen, dass die Teilnehmenden es beim Wechsel ins Schweizerdeutsche nicht mehr ablegen können, wenn sie sich dessen überhaupt bewusst sind. Ähnlich verläuft es mit verlernten Helvetismen. Die Teilnehmenden gewöhnen sich beispielsweise an »Krankenhaus« statt »Spital« und übernehmen den Begriff dann ins Schweizerdeutsche, wobei sie die Aussprache anpassen.

Diese Anpassung ist *per se* weder positiv noch negativ, in den meisten Fällen passiert sie unbewusst. Wie bei Susann kann das Vergessen später negativ gewertet werden. Nicht in allen Fällen ist die Konsequenz der Anpassung jedoch das gleichzeitige Vergessen der heimischen Varietät. Im positiven schafft die Akkommodation eine soziale Nähe bzw. baut Hürden ab. Sie wird oft als Zeichen der Integration und Zugehörigkeit gewertet. In diesen Fällen verläuft die Anpassung zum Teil bewusst und anhand von kulturellen Unterschieden:

Wenn ich im Restaurant bin und sage »ich krieg noch ein Bier«, sagt man so in Berlin, sagt man einfach so. Und ich habe gemerkt, wie negativ das hier aufgenommen wird, wenn man das so formuliert. Und dann, okay, wenn man's weiß, kann man darauf Rücksicht nehmen (Karl, 56/DE, vgl. Abschnitt 6.5.3.).

Auch das Sprechen eines lokalen oder regionalen, insbesondere süddeutschen, Dialekts kann in der Schweiz soziale Nähe schaffen. Hochdeutsch wird oft in dem Komplex von Überlegenheit und Minderwertigkeit assoziiert, während Dialekte auf einer ähnlichen Ebene fungieren wie Schweizerdeutsch.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Sprache in der Beziehung zwischen Menschen in Deutschland und der Schweiz eine wichtige Rolle spielt, welche oftmals

zu divergierenden Wahrnehmungen und Konflikten führen kann. »[W]hile the languages are ›objectively‹ very similar, the small differences between them have been shown to lead to major controversies« (Helbling 2011: 14). Die Sprache bekräftigt in vielen Teilen die Grenzen der Gruppenzugehörigkeit zwischen Schweizer*innen und Deutschen. Insbesondere in der Schweiz wird die Sprache immer wieder in Diskursen um die Fremdheit und Andersartigkeit von Deutschen instrumentalisiert. Auch bei den Schweizer*innen in Deutschland kann die Sprache als Indikator der Fremdheit dienen, allerdings folgt daraus nicht direkt eine Zuordnung zu einer out-group, sondern eher eine oft sympathiegeladene, aber letzten Endes verniedlichende Bewertung. Diese Unterschiede haben entsprechend Einfluss auf die Zugehörigkeit und in der Folge auch auf die Zukunftsgestaltung.

6.5 Wahrnehmung von Wandel im Heimat- und Zielland

Früher kamen auch [schon] Veränderungen in Bezug auf Wirtschaft und Industrie und so, aber heute geht ja alles so wahnsinnig schnell. Sowas von schnell und dann müssen sie immer am Ball bleiben (Rosa, 95/DE, vgl. Portrait VI)

Die Mehrheit der Teilnehmenden lebt bereits seit mehr als zehn Jahren in ihrem neu gewählten Zuhause. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer liegt bei 12,7 Jahren bei den deutschen Teilnehmenden und 18,5 Jahren bei den Schweizer Teilnehmenden. Sechs Schweizer Teilnehmende und zwei Deutsche leben bereits seit über 40 Jahren im Zielland. In dieser Zeit sah die Welt global eine große Veränderung, welche sich natürlich auch in Deutschland und der Schweiz abgebildet hat. Folglich war das Land, in welches die Teilnehmenden vor Jahren gezogen sind, anders, als es sich heute präsentiert.

Dies zeigt sich auch in meinen Interviews. Die Fragen zum Wandel im Heimat- und Zielland waren allgemein gehalten. Es gab drei Aspekte, welche in den Fragen Beachtung fanden: Deutschland bzw. die Schweiz als Referenzrahmen, Veränderung als zeitliche Komponente und die Verbindung zur eigenen Erfahrung. Durch den zeitlichen Rahmen kommen in diesem Kapitel vermehrt Teilnehmende zu Wort, welche bereits seit mehreren Jahren im Zielland wohnen und weitgehende Veränderungen beobachten konnten. Letztere benötigen teilweise nur kurze Zeitspannen, auch der Geschwindigkeit von Entwicklungen muss Rechnung getragen werden.

Die eigene Heimat ist oft mit Nostalgie verbunden, welche durch Veränderungen gestört wird. Diese Veränderungen werden insbesondere für Besucher*innen sichtbar, die statt graduellen sprunghafte Entwicklungen wahrnehmen. »Es geht mir heute schon so, dass ich, wenn ich durch meine Heimatstadt fahre, erkenne ich schon bestimmte Ecken nicht mehr« (Paul, 53/DE). Gewisse bauliche Veränderungen haben zu einem neuen Stadtbild geführt, welches für Paul fremd wirkt. Manche Teilnehmende berichteten von verringerter Infrastruktur, was gerade in ländlichen Gegenden vorkommt. Der Ort, wo Laila aufgewachsen ist, erlebt die gegenteilige Entwicklung: Er liegt günstig zwischen zwei großen Städten, ist gut an den öffentlichen Verkehr angebunden und besitzt jegliche für den Alltag nötige Infrastruktur. Für Laila ist diese Form der Veränderung keineswegs positiv. »Manchmal berührt es mich, weil manche Dinge finde ich schade, wenn gerade wieder eine neue Wohnsiedlung aus dem Boden gestampft wird und ich denke, dass das alles mal Wiese war«

(Laila, 29/CH). Das rapide Wachstum geht auf Kosten der ländlichen Atmosphäre, welche Laila mit dem Ort verbindet. »Das finde ich schon schade, dass mein Nest eigentlich immer enger wird« (Laila, 29/CH). Bei ihrem langjährigen Wohnort Bern macht sie sich wiederum keine Sorgen. Insbesondere die Altstadt ist komplett denkmalgeschützt und hat sich daher in dieser Zeit kaum verändert. Diese Bewahrung des Status quo ist jedoch selten, die meisten Teilnehmenden nehmen Veränderungen in ihrer Heimat wahr und ordnen diese auch emotional ein.

Auch ohne die Spezifizierung auf persönlich relevante Veränderungen erzählten die meisten Teilnehmenden von Themen, welche in ihrem Umfeld sichtbar oder spürbar waren. Henning, für welchen die ökonomische Situation in Deutschland und der Schweiz bei der Migration ausschlaggebend war und welcher kaum soziale Beziehungen in der Schweiz aufgebaut hat, fokussierte sich z.B. auf die berufliche Situation: »Es gibt Arbeit in Deutschland. Vor zehn Jahren sah es ja bedeutend schlechter aus« (Henning, 53/DE). Auch Thomas sieht positive ökonomische Entwicklungen in beiden Ländern: »Ich freue mich, dass die letzten zehn Jahre sowohl für die Schweiz als auch für Deutschland ökonomisch super gute Jahre waren« (Thomas, 62/CH). Stefan hat als Anästhesiepfleger und Notfallsanitäter über 20 Jahre die Veränderungen im Gesundheitssystem erlebt und sieht die »Germanisierung des Gesundheitswesens« (Stefan, 52/DE), die zunehmende Präsenz von deutschen Pflegekräften und Ärzt*innen, als problematische Entwicklung in der Schweiz.

Einige Teilnehmenden berichteten ausgiebig von ihrer eigenen Biografie, während andere von globalen Trends erzählten. Je älter die Teilnehmenden sind, desto allgemeiner sind die Veränderungen gehalten. Wiederum sind die von älteren Teilnehmenden beobachteten Veränderungen oftmals tiefgreifender. Bei den Gesprächen über Veränderung wird auch sichtbar, wie stark gegenwärtige Diskurse in der Gesellschaft die Wahrnehmung beeinflussen. So wurde das Thema Migration, welches seit einigen Jahren gesellschaftliche und politische Diskurse prägt, immer wieder erwähnt – nicht die eigene Migration, sondern Migrationspolitik und globale Entwicklungen. Neben der Entwicklung in der Schweiz und Deutschland ist auch die innere Veränderung ein wichtiger Teil der Erfahrung im Zielland – als Migrant*in, Ausländer*in oder einfach als Mensch –, welche wiederum die Wahrnehmung und subjektive Erfahrung in allen Lebensbereichen beeinflusst. Beginnend mit diesem Aspekt geht es über zur Wahrnehmung von Veränderungen in Deutschland und in der Schweiz. In einem letzten Unterkapitel widme ich mich erneut dem Themenbereich der Fremdheit, welcher sowohl in der Eigen- als auch in der Fremdperspektive oft zum Vorschein kam.

6.5.1 Die innere Veränderung im Laufe der Jahre

Elf Jahre bin ich jetzt hier. Viel hat sich, glaube ich, hier nicht verändert. Sagen wir, ich habe mich verändert in den elf Jahren und sehe Hamburg vielleicht auch dadurch durch eine andere Sicht. Mit Mitte 20 oder Mitte 30 ist schon ein bisschen eine andere Perspektive (Annemarie, 37/CH).

Innere Veränderungen finden sowohl abhängig als auch unabhängig vom Migrationshintergrund statt; auf individueller Ebene wurden die Teilnehmenden mit dem Wandel ihrer eigenen Identität und des Selbstverständnisses konfrontiert. Dazu kommen Un-

terschiede in der Kultur und der Gesellschaft, mit welchen sich die Teilnehmenden intensiver auseinandersetzen mussten als im Heimatland. Oftmals zeigen sich innere Veränderungen trotzdem oft erst im Kontrast zum früheren Umfeld, insbesondere zu alten Freunden und der Familie im Heimatland. »Die Veränderung hat stattgefunden, ganz klar. [...] Das sagen meine Kollegen in Deutschland jetzt auch, also meine Freunde in Deutschland jetzt auch, dass ich mich da schon ein Stückweit verändert habe« (Paul, 53/DE).

Unterschiede werden dabei erneut meist auf nationale Stereotype zurückgeführt: Schweizer Teilnehmende werden als deutsch, deutsche Teilnehmende als schweizerisch bezeichnet. Die Veränderung wird meist linear wahrgenommen, vom Heimatland weg und hin zum Zielland. »Eigentlich glaube ich einfach nur, dass ich ein Stückweit diese schweizerische Mentalität angenommen habe des mehr Redens und des etwas rücksichtsvoller Seins« (Paul, 52/DE). Paul bemerkt diese Veränderung an sich selbst, erhält jedoch auch von außen eine ähnliche Rückmeldung: »Mein ältester und bester Freund sagt schon hin und wieder mal »sag doch endlich, was du willst« (ebd.). Während sich Paul in der Schweiz angewöhnt hat indirekter zu sprechen, lernen Schweizer*innen in Deutschland direkter zu werden.

Sarah merkte eine Veränderung ihrer Werte anhand eines veränderten Konsums, auf welche sie eine Freundin aufmerksam machte. Sarahs Freundin suggerierte, der Verzicht auf das Auto sei Ausdruck der Zugehörigkeit zur Schweizer Gesellschaft:

Also ich bin hierhergekommen, wie sich das gehört, Deutsche mit dem eigenen Wagen. Ich habe kein eigenes Auto mehr, also wir [Sarah und Partner] haben ein Auto, aber ich hatte viele, viele Jahre kein Auto mehr gehabt und bin lieber mit dem Zug irgendwo hin. Dann hat [meine Freundin] irgendwann gesagt, »du bist sowas von überintegriert, das ist ja Horror, wirklich« (Sarah 40/DE).

Einschneidender sind Veränderungen, welche zu einer Distanzierung vom Heimatland, deren Kultur und der Gesellschaft führen und der Person selbst bewusst sind. »Hat vielleicht auch was mit Einlassen auf das neue Zuhause zu tun. Man entfremdet sich von der Heimat, das ist ganz klar« (Paul, 53/DE). Andere beobachten die wachsende Distanz zur Heimat mit etwas mehr Sorge: »Da man sich ja auch verändert, passt man wieder in die Schweiz?« (Nina, 39/CH). Ninas Zweifel betreffen zwar auch ihr Umfeld und die Frage, ob dieses sie wieder aufnehmen würde. Vielmehr geht es jedoch um ihre eigene Wahrnehmung: könnte sie sich wieder so wohl fühlen, wie früher, auch nachdem sie sich verändert hat? Nina ist in Berlin viel offener geworden: offener für Diversität, offener in Gesprächen, offener für die Welt. Dies steht nun vermehrt im Kontrast zu einem politisch eher konservativen Land mit einer stärker auf soziale Kontrolle achtenden Bevölkerung. Die Wahrnehmung steht also in einer Wechselwirkung zu einer eventuellen Rückkehrmigration: Je größer die Unterschiede zum Heimatland wahrgenommen werden, desto unwahrscheinlicher ist der Rückkehrwunsch; und je geringer der Rückkehrwunsch, desto eher lassen sich Teilnehmende auf das Zielland ein. Ninas Sorge ist auch deswegen für sie präsenter, weil sie die Rückkehr in die Schweiz nicht ausgeschlossen hat, während die Rückkehr nach Deutschland für Paul nicht in Frage kommt.

6.5.2 Stadtlandschaften im Fluss

Ich habe Hamburg als sehr konservativ festgestellt und dann auch, dass die Leute nicht auf einen zukommen. Dann auch noch die ganze Umgebung in Hamburg, es war damals noch ziemlich abweisend, weil die Häuser nicht renoviert waren, die Restaurants, alles hat drinnen stattgefunden und ja, die Freundlichkeit hat gefehlt (Klara, 64/CH).

Da sich die meisten Entwicklungen und Veränderungen im konkreten räumlichen Umfeld der Teilnehmenden abspielen, konzentrieren sich die Erzählungen vorwiegend auf die beiden Städte Hamburg und Berlin und weniger auf Deutschland als Ganzes. Die beobachteten urbanen Dynamiken, insbesondere die Gentrifizierung, finden sich jedoch auch in anderen Teilen Deutschlands, zumindest in den Großstädten. Die geschichtlichen Hintergründe seit dem Zweiten Weltkrieg und die Teilung des Landes machen sich zusätzlich an Unterschieden zwischen den alten und neuen Bundesländern bemerkbar. Während in Hamburg eher graduelle Änderungen erwähnt wurden, stellte der Mauerfall in Berlin eine Zäsur dar.

Klara nahm Hamburg in den 1970er-Jahren als düster und kalt wahr, was nicht nur am Wetter lag. Nach einigen Jahren in Hamburg zog sie mit ihrem Mann weg, kehrte aber nach mehreren Stationen in anderen deutschen Städten 15 Jahre später nach Hamburg zurück. Nach der Rückkehr bemerkte sie eine gewisse Annäherung zwischen den verschiedenen Wohnorten: *»Es hat mich dann doch positiv überrascht, wie der Norden in diesen 15 Jahren gewachsen ist und die Unterschiede nicht mehr so riesig waren zwischen dem Süden und dem Norden«* (Klara, 64/CH). Klara stellte fest, dass insbesondere der Einfluss von Zugezogenen aus anderen Regionen Deutschlands und dem Ausland die Gesellschaft veränderte. Im letzten Abschnitt dieses Kapitels werde ich erneut auf dieses Thema zurückkommen.

In Berlin war der Mauerfall offensichtlich ein Ereignis, welches eine größere soziale Diversität zur Folge hatte. Für Teilnehmende, die in Berlin den Mauerfall miterlebt hatten, stellte dieser ein einschneidendes Erlebnis dar, welches in kürzester Zeit eine große Veränderung mit sich brachte. Jessica erinnert sich lebhaft an den Tag des Mauerfalls und die *»berauschte Stimmung«* (Jessica, 70/CH) der Bevölkerung. Sie selbst teilte den Enthusiasmus und freute sich über die Öffnung, allerdings war dies nur der Beginn von vielen weiteren Veränderungen in der Hauptstadt. Jessica erinnert sich, wie in Teilen der Stadt aus dem Nichts komplett neue Orte geschaffen wurden: *»Was an neuen Bauten entstanden ist. Der gesamte Potsdamer Platz, das kann sich heute ja kaum einer vorstellen, das war eine Brache. Das war einfach Feld mit ein bisschen Gras drauf. Da stand nichts. Und das wurde alles bebaut, und diese Urbanisierung, das finde ich schon gut«* (ebd.).

Die Mehrheit ist sich einig, dass Berlin früher *»chaotischer«* (Anna, 55/CH) war, bei der weiteren Entwicklung scheiden sich dann die Geister. *»Es ist ein bisschen verloren gegangen. Früher war es noch extremer, finde ich. Es war sehr alternativ und man konnte wirklich sein, wie man war. Das hat sich schon verändert über die Jahre, aber es ist noch da«* (Joel, 38/CH). Teilnehmende, welche sich Berlin spezifisch wegen des Rufs der kreativen Großstadt ausgesucht haben, sind über die Entwicklungen eher enttäuscht. Adrian wollte sich in Berlin neu erfinden und seine Träume von der Schriftstellerei verwirklichen. Seine eigenen Bedürfnisse und Ziele beeinflussen die Wahrnehmung der Stadt und ihrer Entwicklung mit:

Berlin hat sich sehr stark in eine Richtung verändert, die enger wird. Es gab in Berlin viel mehr Freiräume, schon rein vom Stadtbild, es gab vielerorts noch Löcher in der Stadt, welche nach dem Krieg noch nicht wieder aufgebaut wurden, welche Freiräume waren für irgendwelche Experimente (Adrian, 60/CH).

Trotz des Wandels bleibt Berlin eine alternative Stadt, welche viele Menschen anzieht. Diese Beliebtheit hat über die Jahre zu einem Zuwachs der Bevölkerung geführt, welcher nicht nur positive Konsequenzen hatte¹⁶. »2010, da gab's noch Wohnungen in Berlin. Jetzt hat es keine Wohnungen mehr in Berlin« (Adrian, 60/CH). Obwohl in Berlin viel gebaut wurde, konnte der Wohnungsbau nicht mit dem Bedarf mithalten. Die Mieten der Wohnungen in Berlin stiegen in den letzten Jahren exorbitant an, so dass viele Berliner*innen sich die Kosten nicht mehr leisten können. Dadurch wurden auch soziale Missstände wieder vermehrt sichtbar: »Was wir mehr haben, sind Obdachlose. Arme Menschen, die sich keine Wohnung leisten können, sind schon mehr geworden« (Anna, 55/CH). Nina nahm die Gentrifizierung¹⁷ ihres Stadtteils in Berlin durchaus als Aufwertung wahr. Prostitution und Obdachlosigkeit seien weitgehend aus dem Stadtteil verschwunden, auf einem alten Fabrikgelände sei ein Park gebaut worden und es seien mehr Familien mit Kindern in die Gegend gezogen. Kurz gesagt, die Infrastruktur wurde erneuert und die Gegend wurde homogener mit Menschen bevölkert, welche ähnliche demographische Merkmale vorweisen wie Nina.

Gentrifizierung ist zwar in Berlin ein großes Problem, wurde aber auch in Hamburg erwähnt¹⁸. »Wir haben was gesucht im ländlichen Gebiet, wobei das vor 20 Jahren wirklich noch ländlich war [...]. Jetzt wird wie überall in Hamburg jede Lücke zugemacht und noch größer gebaut und noch mehr« (Klara, 64/CH). Romina bemerkt in ihrem Stadtteil in Ottensen ebenfalls eine Homogenisierung durch die Gentrifizierung. Das neue soziale Gefüge entspricht eigentlich eher ihrer eigenen Demographie, allerdings fehlt ihr die »Lebendigkeit« (Romina, 38/CH), welche früher vorherrschte. Auch Jonas und Sonja wohnen in Ottensen und bemerken die Auswirkungen der Entwicklung vom Arbeiterviertel zum alternativen Wohnquartier. Durch die steigende Beliebtheit ziehen auch neue Läden in die Gewerbeflächen: »Dass man eine schicke Boutique reinpackt in Orte, wo früher eine Spelunke drin war, das macht ja auch viel aus. Das macht ja viel aus bei dem Gefühl, wie man wohnt« (ebd.). Mit dem neuen Erscheinungsbild des Stadtteils ändert sich auch die eigene Einbettung in den physischen Raum. Insbesondere Teilnehmende, welche bereits länger in dem Stadtteil wohnen und die schwindende Diversität auf die gestiegenen Mieten zurückführen, bedauern diese Entwicklung.

-
- 16 Auch das Landsterben, welches an anderer Stelle bereits erwähnt wurde, ist Teil dieser Dynamik von Verstädterung und der Migration von Menschen vom Land in die Stadt bzw. Agglomerationen.
 - 17 Üblacker (2018) gibt eine Übersicht zur Gentrifizierungsforschung in Deutschland. In Matterns (2018) Sammelband werden die historischen und rezenten Entwicklungen des Mieterkampfes in Berlin dargestellt. Aus ethnologischer Sicht wurde das Thema vermehrt mit einem Fokus auf lokale Proteste und Partizipation erforscht: Siehe u.a. Genz (2020) zu Protest- und Netzwerkbewegungen von Senior*innen in Berlin.
 - 18 Pohl und Wicher (2011) analysieren die Gentrifizierung in Hamburg als einen Teil größerer Fehlentwicklungen in der Sozialpolitik und Städteentwicklung. Rinn (2016) beleuchtet die Konflikte und Machtbeziehungen verschiedener Akteure der Stadtentwicklungspolitik in Hamburg.

Die Stadtentwicklung ist jedoch für die meisten Teilnehmenden nur ein Aspekt einer weitreichenderen Veränderung: »Ich habe das Gefühl, das Leben ist extrem teuer geworden und dieser Druck [...], ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, aber ich habe schon das Gefühl, dass es viel mehr Leute gibt, die schauen müssen, wie sie klarkommen mit dem Geld« (ebd.). Auch für andere interviewte Personen war sowohl in Berlin wie auch in Hamburg eine unzureichende soziale Stadtentwicklung mitsamt ihrer Konsequenzen ein wichtiges Thema: »Ich bin wacher geworden, was soziale Missstände und die Schere zwischen Arm und Reich angeht« (Alice, 59/CH). Laut Alice haben sich die Missstände in den letzten Jahren allgemein vergrößert und das Thema wurde präsenter. Auch Adrian sieht in Berlin, dass sozial schwache Personen weniger Raum einnehmen können: »Geld macht einfach alles viel enger. Jemand, der Geld hat merkt das nicht, aber jemand der kein Geld hat, merkt das, dass er nirgendwo mehr sein kann« (Adrian, 60/CH).

6.5.3 Untergang der heilen Welt?

Das mag jetzt etwas spießig klingen, aber [...] was mir damals auffiel, zu der Zeit war Bern noch heile Welt. Keine Verschmierereien an den Wänden, sehr rücksichtsvoll, an so einer gewissen Oberfläche zwar, aber auch so ein absolutes Vertrauen, wo man gemerkt hat, die Leute vertrauen sich (Karl, 56/DE).

Wie bereits ausgeführt wurde, hatten einige der Personen, die in die Schweiz kamen, vor ihrer Migration die Schweiz mit Bergweltidylle assoziiert. Auch wenn die Realität nicht dieser Vorstellung entsprach, so fanden viele Teilnehmenden in der Schweiz doch eine Welt vor, die im Vergleich zu Deutschland »heil« wirkte. Während viele Schweizer*innen aus einer kleinen abgeschlossenen Welt in die »große Welt« migrierten, passierte bei den deutschen Teilnehmenden häufig das Gegenteil.

Karl bezieht sich in der Aussage sowohl auf physische Objekte in der Welt wie auch auf Aspekte der Sozialisierung. Das erwähnte Vertrauen bezieht er darauf, dass früher auch Frauen ohne Angst in der Nacht in der Berner Altstadt nach Hause laufen konnten. Heute traue er sich als Mann manchmal nicht mehr nachts allein in der Nähe des Bahnhofs herumzulaufen. Als Sinnbild der negativen Entwicklung steht für Karl in Bern die komplett mit Graffiti besprühte »Reitschule«, je nach Perspektive ein autonomes Kultur- und Begegnungszentrum oder ein »Schandfleck« und »rechtsfreier Raum« (Bergen 2011; Berner Zeitung 2013) in nächster Nähe des Bahnhofes. Dieses Zentrum existiert allerdings bereits seit 30 Jahren und damit schon vor Karls Migration in die Bundesstadt. Die negativen Auswirkungen der Nutzung dieses rechtsfreien Raumes, der oft mit Kriminalität und Drogen in Verbindung gebracht wird, hätten aber laut Karl in den letzten Jahren zugenommen.

Karl blickt nostalgisch auf eine Zeit zurück, als der Online-Handel noch nicht derart dominant war und das Stadtbild geprägt von privat geführten Fachgeschäften:

Was es hier in Bern noch an Einzelhandel gab, Detailhandel, und das hat sich mit einer starken zeitlichen Verzögerung auch total verändert. Hier gab's wirklich noch so Fachgeschäfte für Koffer und Mäntel und weiß der Kuckuck, Herrenausstatter und sowas.

Ist mittlerweile auch alles tot, aber eben, und das ist das bemerkenswerte, mit so einer zeitlichen Verzögerung von zehn Jahren (Karl, 56/DE).

Karl ist vor 16 Jahren in die Schweiz gezogen und hat ein Land gefunden, welches ihn mitunter an eine frühere Zeit in Deutschland erinnerte. Dies zeigt sich deutlich in folgendem Zitat: *»Eines der Motive ist auch, wenn man gerne so in einer alten Welt lebt, dann ist Bern ganz gut«* (ebd.). Karl vermutet, dass in Zürich die heile Welt, welche er vielen Teilen der Schweiz bescheinigt, schon nicht mehr vorhanden ist¹⁹.

Zudem wird oft ein verändertes Klima beschrieben. Karl betont, dass seine neue Wahlheimat Bern insbesondere im Vergleich zu Deutschland nach wie vor gemütlich und entspannt wirkte: *»Diese Aggression, die ich aus Berlin sowieso kannte, aber auch Hamburg und zumindest Freiburg auch, die gab es hier nicht«* (ebd.). Karl stellt in seiner Beschreibung die Schweiz als *»Land der Glückseligen«* dem *»Weltuntergangsland«* (ebd.) Deutschland gegenüber. Was man bei Karl an der Wahl der Vergangenheitsform sieht, wird bei anderen Teilnehmenden deutlicher: *»Es ist weniger gemütlich, beschaulich geworden. Du merkst unter den Menschen etwas mehr Stress-Aggressivität. Also der Beschaulichkeitsfaktor hat sicher nachgelassen«* (Viktoria, 58/DE).

Benedikt kommt zu einem anderen Schluss: *»Die Schweiz selbst hat sich nicht verändert«* (Benedikt, 40/DE). Dies heißt nicht, dass die Schweiz stehengeblieben ist, während der Rest der Welt sich verändert hat. Die Schweiz hat durch die globalen Veränderungen ihre eigene Identität nicht verloren: *»Der Schweizer zieht sein Ding so durch«* (ebd.). Sein Blick unterscheidet sich auch dahingehend, dass er diese Entwicklung vermehrt neutral anerkennt. *»Ich glaube, das ist überall, man versucht irgendwie sein Leben so zu gestalten, dass man sich von äußeren Rahmenbedingungen nicht so sehr beeinflussen lässt. Man möchte ja dann doch das erhalten, was man so als Lebensqualität hat«* (ebd.).

Obwohl viele deutsche Teilnehmende meiner Studie die Öffnung der Schweiz nach außen – und, wie im folgenden Abschnitt gezeigt wird, auch die zunehmende Diversität – teils kritisch sehen, bleibt die Schweiz im direkten Vergleich zum Herkunftsland meist das positivere Beispiel. Wird die heutige Schweiz mit jener vor ein oder zwei Jahrzehnten verglichen, erscheinen die wahrgenommenen Veränderungen häufig als negativer Trend. Im Vergleich zu Deutschland hingegen bewerten die Teilnehmenden Sauberkeit, Sicherheit und Freundlichkeit in der Schweiz oft als besser. Zugleich äußern einige die Sorge, dass sich die Schweiz künftig in eine ähnliche Richtung entwickeln könnte, wie sie Deutschland heute erleben.

6.5.4 Umgang mit dem Fremden

Ich fand es schon komisch, dass ich zur Ausländerbehörde musste, wo man dann in der Schlange sitzt mit Leuten, wo man sich denkt, das sind jetzt Ausländer. Irgendwie kommt man sich hier ja nicht wirklich als Ausländer vor (Sonja, 55/CH).

19 Einige Aspekte sind spezifisch an die Schweiz gebunden. Der Niedergang des Einzelhandels in den Innenstädten aufgrund des Onlinehandels, verstärkte Probleme mit (oder ein größeres Bewusstsein für) Verschmutzung und eine Beschleunigung vieler Lebensbereiche sind allerdings weltweit zu beobachten.

Dieses Zitat verdeutlicht, dass formale Kategorien und institutionelle Praktiken nationale Grenzen deutlich stärker markieren als von vielen Teilnehmenden erwartet oder im Alltag erlebt. Auch wenn Deutschland und die Schweiz in vielerlei Hinsicht ähnlich erscheinen, werden Zugehörigkeit und Fremdheit im Kontakt mit Behörden deutlich spürbar: »Angefangen zu merken, dass ich in einem anderen Land bin, habe ich aus bürokratischen Gründen« (Janine, 48/CH). Das erste Amt, das die Zuschreibung als Ausländer*in unmittelbar sichtbar macht, ist die Ausländerbehörde bzw. das Bezirksamt. Die dort vorgenommene Kategorisierung führt die Befragten in einen Kontext, in dem Unterschiede stärker hervortreten als Gemeinsamkeiten – und in dem Zugehörigkeit erstmals in Frage gestellt wird. Dies zeigt sich auch bei anderen bürokratischen Kategorisierungen. Janine erwähnt beispielsweise die Passkontrolle im Flughafen: »Wie wir hier auch zugewiesen werden, Schweizer und der Rest der Welt und dann Deutsche und der EU-Zirkel« (ebd.).

Für viele Personen, mit denen ich gesprochen habe, war das Label »Ausländer*in« ein neuer und überraschender Teil der Identitätserfahrung. Deutsche müssen sich schon eher im Alltag mit der Fremdzuschreibung auseinandersetzen, Schweizer*innen oft erst im Kontakt mit der Bürokratie. Die Zuschreibung als Ausländer*in wird von Teilnehmenden einerseits genutzt, um auf Pauschalisierungen bei Gesprächen über Migrant*innen und Migration aufmerksam zu machen und eine zuweilen vorhandene Ausländerfeindlichkeit aufzuzeigen. »Ich war immer eine andere Ausländerin, eine bessere Ausländerin« (Alice, 59/CH). Andererseits finden sich in den Interviews viele Aussagen, welche pauschal gegen Ausländer*innen gerichtet sind oder die Ausländerpolitik der beiden Länder betreffen. In den meisten Fällen wird impliziert, dass die Person selbst nicht dazugehört oder aus anderen Gründen ausgenommen ist. Deutsche erleben in der Schweiz zwar mitunter Germanophobie, gelten jedoch insbesondere seit dem Anstieg der Migration im Zuge der »Flüchtlingskrise« nach 2015 oft ebenfalls als »bessere« Ausländer*innen – was in dieser Argumentation genutzt wird. In gesellschaftlichen Diskursen kann entsprechend vermehrt eine Distanzierung vom Label »Ausländer*in« stattfinden. Im Folgenden zeige ich auf, wie unterschiedlich diese Aushandlung in beiden Ländern abläuft.

Martha, welche vor über 50 Jahren nach Hamburg zog, erlebte vor steigender Ausländerfeindlichkeit noch die gegenteilige Öffnung der Gesellschaft. »Da gab's noch nicht so viele Ausländer oder Flüchtlinge wie heute, das war eine ganz andere Situation« (Martha, 83/CH). Martha war mit einem Inder verheiratet und hat zwei Kinder. Im konservativen Hamburg der 1970er-Jahre waren die Kinder weit und breit die einzigen mit dunkler Hautfarbe und schwarzen Haaren. Entsprechend häufig wurde die Familie mit Sprüchen wie »Die Kinder waren wohl zu lange im Backofen« (Martha, 83/CH) konfrontiert. Martha konnte miterleben, wie sich die Gesellschaft durch steigende Immigration veränderte und wie diverse indische Traditionen, Praktiken und materielle Güter in Mode kamen. Teilnehmende, welche vor 40 oder 50 Jahren nach Hamburg kamen, stellen vor allem fest, dass die Gesellschaft viel diverser und Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen in der Stadt sichtbar wurden. Mit steigender Bildung der jüngeren Generationen nahm auch deren Offenheit und Liberalität zu (Salomo 2021: 89).

In Hamburg wird diese Entwicklung von den Teilnehmenden vermehrt positiv dargestellt. Ulrich thematisierte den gesellschaftlichen Wandel im Interview kaum, seine Haltung kam jedoch trotzdem zur Geltung. Er repariert in seiner Freizeit Fahrräder, ver-

kauft restaurierte Räder zu günstigen Preisen und führt Workshops durch, um seine Kenntnisse weiterzugeben. Seine Zielgruppe sind Nachbar*innen, (ehemalige) Arbeitskolleg*innen, der Schweizer Verein, aber auch allgemein Interessierte – und gerade in den letzten Jahren vermehrt geflüchtete Personen. Er ist damit einer von wenigen, welcher sich nicht nur ideologisch zu Diversität bekennt, sondern aktiv einen gesellschaftlichen Mehrwert durch ehrenamtliches Engagement leistet.

Thomas sieht die zunehmende Diversität ambivalenter und betont, dass Hamburg – wie viele andere Orte – von allgemeinen sozioökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen betroffen sei. Zwar sei Vielfalt grundsätzlich positiv zu bewerten, doch gehe damit auch ein Verlust an Homogenität einher. Dies zeigt sich in zunehmenden politischen und gesellschaftlichen Debatten, in denen Migration und Integration wieder stärker als Problem wahrgenommen werden. Thomas sieht diese Entwicklung in Hamburg zeitlich etwas verzögert: Nicht die multikulturelle Gesellschaft selbst, sondern erst die »Flüchtlingskrise« habe den Diskurs verändert:

Hier, würde ich sagen, hat man bis 2015 eindeutig das Selbstbild und auch das tatsächliche Verhalten gehabt, dass man offen war für Ausländerinnen und Ausländer. Und das hat zum Beispiel in den letzten vier bis fünf Jahren gewechselt. [...] Hier in Hamburg ist die Ausländerfrage neu und eben gerade neu und in dem Sinne viel harscher, weil vorher war man liberal offen und jetzt fängt man eben auch so konservativ, defensiv an damit umzugehen (Thomas, 62/CH).

Thomas hat die Hoffnung, dass sich diese Tendenzen in der hamburgischen Gesellschaft nicht festsetzen, sondern eher ein temporäres Phänomen darstellen. Er sieht die Offenheit als essenziellen Teil dessen, was Hamburg ausmacht. Die sichtbare Entwicklung weg von der weltoffenen Gesellschaft fällt den Teilnehmenden in Hamburg und Berlin viel mehr auf, gerade weil es einen scheinbaren Kontrast zum Migrationsmotiv der vermeintlich toleranten Großstadt darstellt.

In der Schweiz tauchte der Diskurs um Migration und Ausländer*innen im letzten Jahrhundert und den vergangenen Jahrzehnten immer wieder auf; entsprechend setzten sich auch die deutschen Zugezogenen mit dem Thema auseinander. Wenngleich selbst potenziell oder auch faktisch von Xenophobie betroffen, scheinen die Meinungen zu Ausländer*innen und Migration, die in manchen Interviews geäußert werden, eher zum Grundtenor der medialen und gesellschaftlichen Rezeption in der Schweiz zu passen.

Viktoria arbeitet in einer internationalen Firma und hat Kolleg*innen aus der ganzen Welt, speziell erwähnt sie Kolleg*innen aus Deutschland, den USA, Großbritannien, Australien, Polen und Indien: Ihre Firma holt sich die Fachkräfte, die sie braucht. »[Bei der Arbeit] empfinde ich es als totale Bereicherung. Da genieße ich es sehr. Im Straßenbild habe ich manchmal das Gefühl, ja (lacht) es ist jetzt nicht mehr unbedingt ein Schweizer Straßenbild, in dem ich mich bewege, wenn man das so sagen darf« (Viktoria, 58/DE). Viktoria sieht die Notwendigkeit der Anwerbung internationaler Fachkräfte für ihren Arbeitsplatz und scheint im direkten Kontakt mit Kolleg*innen kein Problem zu haben. Viktoria betont auch, dass sie die Gesellschaft und die Schweiz als »multikulti, ohne Wertung, aber sehr bunt« (ebd.) sieht. Auf Gefühlsebene zeigt sich jedoch, dass Viktoria die Zuwanderung nicht wertfrei sieht: »Es ist etwas weniger gemütlich geworden. Die hohe Anzahl an Zuwanderern aus den ver-

schiedensten Ländern, einschließlich der Flüchtlingsprobleme, das hat sich massiv verändert und hat massiven Einfluss auf die Gesellschaft« (ebd.).

Oskar, der vor vier Jahren als Expat in der globalen Energiewirtschaft in die Schweiz kam und zuvor bereits in Ländern wie Norwegen gearbeitet hatte, stellt fest, dass der Diskurs in Deutschland bereits daran scheitert, dass er oftmals tabuisiert wird: *»Auch wenn gewisse Statistiken da eindeutig sind, gibt es bestimmte Themen, die öffentlich so nicht thematisiert werden/thematisiert werden dürfen. Und das finde ich halt schade«* (Oskar, 41/DE). Entsprechend sehen manche deutsche Teilnehmende den Diskurs in der Schweiz bereits deswegen positiv, weil die Themen in der Öffentlichkeit diskutiert werden, völlig unabhängig von ihrer eigenen politischen Position. Oskars Haltung bezüglich Migration sieht man an seinen Aussagen zur Migrationspolitik im Vergleich von Deutschland und der Schweiz:

Was die Schweiz halt anders macht, die sucht sich halt die qualifizierten Leute hierher und das macht halt Deutschland definitiv schlechter. Und dass die halt anders sortieren, das machen eigentlich die meisten anderen Länder, machen das schlauer, von mir aus auch Norwegen oder Amerika. Und da macht halt Deutschland einen Riesenfehler, die holen sich da alle möglichen Pflegefälle aus der Welt in ihr Sozialsystem und das kann nicht funktionieren (Oskar, 41/DE).

Sowohl Viktoria als auch Oskar nennen hochqualifizierte Arbeitskräfte als Notwendigkeit und positiven Einfluss. Anhand dieser Kategorisierung gehören denn auch Viktoria und Oskar zu einer erwünschten in-group. Gegen die out-group von Geflüchteten oder weniger gebildeten Migrant*innen, welche als negative Einflüsse für die Entwicklung des Landes wahrgenommen werden, bildet sich entsprechend eine Abneigung. Die Konstruktion von in- und out-groups ist jedoch nicht stabil und variiert je nach Kontext. Deutsche werden in der Schweiz häufig dann negativ wahrgenommen, wenn es um die generelle Erwünschtheit von Ausländer*innen geht – insbesondere, wenn soziale oder kulturelle Unterschiede betont werden. Auch wenn Deutsche in der Schweiz gut gebildet sind und als Fachkräfte für die Wirtschaft förderlich sein mögen, ist dies nicht der Beurteilungsrahmen: *»natives contemplate the consequences of immigration for them personally«* (Salomo 2021: 89). In diesem Rahmen ist der Vorteil für die Gesamtwirtschaft der subjektiven Wahrnehmung von kultureller Differenz untergeordnet. Die Selbst- und die Fremdzuschreibung stimmen in diesem Fall oft nicht überein, auch wenn Deutsche in der Schweiz sich anders positionieren wollen. Die Distanzierung gegenüber anderen Migrant*innen mag jedoch auch eine direkte Konsequenz der teilweise negativen Fremdwahrnehmung sein.

Wie Lillis Beispiel verdeutlicht, ist auch dieses Thema weitaus komplexer, als ich es hier erschöpfend darzustellen vermag. Als Tochter eines afroamerikanischen Vaters wurde ihr in Deutschland regelmäßig bewusst (gemacht), dass sie »anders« war, und sie machte mehrfach Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen. In der Schweiz fand sie zwar eine Stelle in einem internationalen Unternehmen mit vielen ausländischen Kolleg*innen, ihr Arbeitsort lag jedoch in der eher konservativen Ostschweiz – und dennoch fühlte sie sich dort weniger mit Rassismus konfrontiert. *»Ich werde in der Schweiz weniger danach gefragt, wo ich herkomme, als in Deutschland. In Deutschland wurde ich mehr*

zur *Fremden gemacht als hier*« (Lilli, 31, DE). Die für sie so typische Frage nach dem »wirklichen« Herkunftsort hörte sie in der Schweiz kaum. Stattdessen wurde Deutschland als ihr Herkunftsland akzeptiert. Gleichzeitig sah sie sich dort anderen Zuschreibungen ausgesetzt – etwa gängigen deutschen Stereotypen. Als Schulungsleiterin achtete sie besonders darauf, nicht dem Bild der »Besserwisslerin« zu entsprechen. In der Schweiz wird Lilli primär als »Deutsche« gelesen, was bestimmten kulturellen Zuschreibungen und Stereotypen einhergeht. In Deutschland überdeckte ihre Hautfarbe dagegen oft die nationale Selbstzuschreibung und führte zu anderen Formen der Fremdmarkierung. Lillis Fall zeigt, wie sich unterschiedliche Modalitäten der Stigmatisierung – national-kulturelle versus rassialisierte Zuschreibungen – überschneiden und je nach dominanter Trennlinie in verschiedenen Kontexten unterschiedliche Wirkungen entfalten.

Migration ist in beiden Ländern ein präsent und dominantes Thema, was die Teilnehmenden persönlich betrifft und bewegt. Einige begrüßen die Begrenzung von Zuwanderung und sehen heute bereits zu viele Migrant*innen, welche Deutschland oder der Schweiz »schaden«. Andere wiederum begrüßen die Zuwanderung als positiven Einfluss für eine diverse Gesellschaft oder Notwendigkeit, dem demographischen Wandel und dem Fachkräftemangel entgegenzuwirken. Wenig Teilnehmende positionieren sich in der Mitte: »*Ich habe für beide ein bisschen Sorgen, ob sie diese Polarisierung und das Auseinanderlaufen und das an die Ränder der Gesellschaft Gehen, ob man das gut meistern kann*« (Thomas, 62/CH). Der Trend vom Rechtsdrift und der Polarisierung wird in den beiden Ländern wahrgenommen, aber unterschiedlich rezipiert. Vor dem historischen Hintergrund wird in der Schweiz oft auf eine lange gewachsene Kontinuität verwiesen. In Deutschland stehen rezente Polarisierungen einer Erinnerungskultur gegenüber, welche lange Zeit zu einer höheren Toleranz geführt hat (Salomo 2021: 119). Am Ende bleibt der weit höhere Ausländeranteil in der Schweiz, welcher im scheinbaren Kontrast steht zu einer restriktiven Ausländerpolitik und einer eher konservativen Gesellschaft. Deutschland wiederum wird von vielen meiner Interviewpartner*innen ungeachtet der Polarisierungen in der Migrationsdebatte als multikulturelle, offene Gesellschaft wahrgenommen, was durch die Fokussierung auf Hamburg und Berlin verstärkt wird.

6.6 Zwischenfazit: Prägende Dichotomien

Jetzt weiß ich nie, ob sie das auf mich oder auf den Schweizer abwälzen. Ich bin einfach der Schweizer. Die meisten Leute werden sich wahrscheinlich unter einem Schweizer das vorstellen, was sie von mir kennen. Ich gebe mir auch immer Mühe das möglichst gut zu präsentieren (Martin, 33/CH).

Die Frage nach der Wahrnehmung Deutschlands und der Schweiz wie auch von Schweizer*innen und Deutschen im Heimat- und Zielland führt fast unausweichlich zu Antworten, die sich nationaler Kontrastierungen bedienen. Insofern schwingt hier das Problem des methodologischen Nationalismus mit (Glick Schiller 2010, 2014). Diese Reduktion auf Nationalität und Nationalstaat hat ihren Ursprung oft in fehlendem Wissen oder fehlender Differenzierung. Kaum eine Person, mit der ich im Rahmen dieser Studie sprach, besaß vor der Migration ein umfassendes Wissen über das Zielland. Der

Grad der Vorbereitung variierte: Besonders gut informiert waren jene, die sich aufgrund sozialer Beziehungen oder einer besonderen Faszination für bestimmte Orte bereits intensiver mit dem Zielland auseinandergesetzt hatten.

Folglich wurden viele Teilnehmende damit konfrontiert, dass das Zielland nicht ihren Erwartungen entspricht. Dies traf deutsche Teilnehmende härter, da Deutsche in der Schweiz mit negativen Stereotypen assoziiert werden, welche auch auf die Teilnehmenden übertragen wurden. Schweizer Teilnehmende begegneten wiederum positiven Stereotypen, welche die Ankunft erleichterten. Darüber hinaus finden sich viele kulturelle und gesellschaftliche Differenzen, welche oft in gegensätzlichen Dichotomien dargestellt werden. Diese gehen teilweise ebenfalls auf einen Abgrenzungs- und Identitätsdiskurs zurück, im Zuge dessen geringe kulturelle Unterschiede betont werden. Die Sprache fungiert als ein zentraler Aspekt dieser Diskurse.

Deutschland punktet mit Offenheit und direkter Kommunikation sowie mit einem unterstützenden Staat mit umfassender Krankenversicherung und Hilfe für Familien mit Kindern. Die Schweiz bietet wiederum viele finanzielle Vorteile, wertschätzende Arbeitsumfelder, eine einfachere Bürokratie und bessere Möglichkeiten zum individuellen Erfolg. Viele Aspekte lassen sich jedoch nicht pauschal als positiv oder negativ einordnen, viel mehr sind es Unterschiede, welche individuell positiv oder negativ gewertet werden.

Dies sieht man auch in der Wahrnehmung von Wandel. Einerseits verändern sich die Teilnehmenden selbst, andererseits verändern sich die Länder und deren Gesellschaften. Während Schweizer Teilnehmende die Öffnung und Diversifizierung in deutschen Städten positiv werten, bedauern einige deutsche Teilnehmende den globalen Einfluss in der Schweiz, welcher ihre heile Welt zerstört. Der Einfluss vermehrter Migration wird ambivalent gesehen, in beiden Gruppen gibt es Teilnehmende, welche eine größere Diversität begrüßen oder auch kritisieren. Dabei wird jedoch oft offensichtlich, dass Teilnehmende sich selbst nicht als Migrant*innen wahrnehmen oder sich deutlich von anderen migrantischen Gruppen differenzieren.